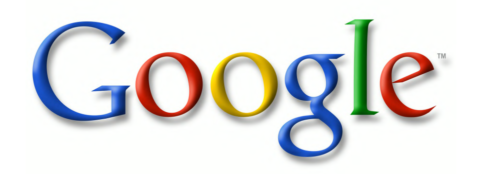


A. VON GUTTRY

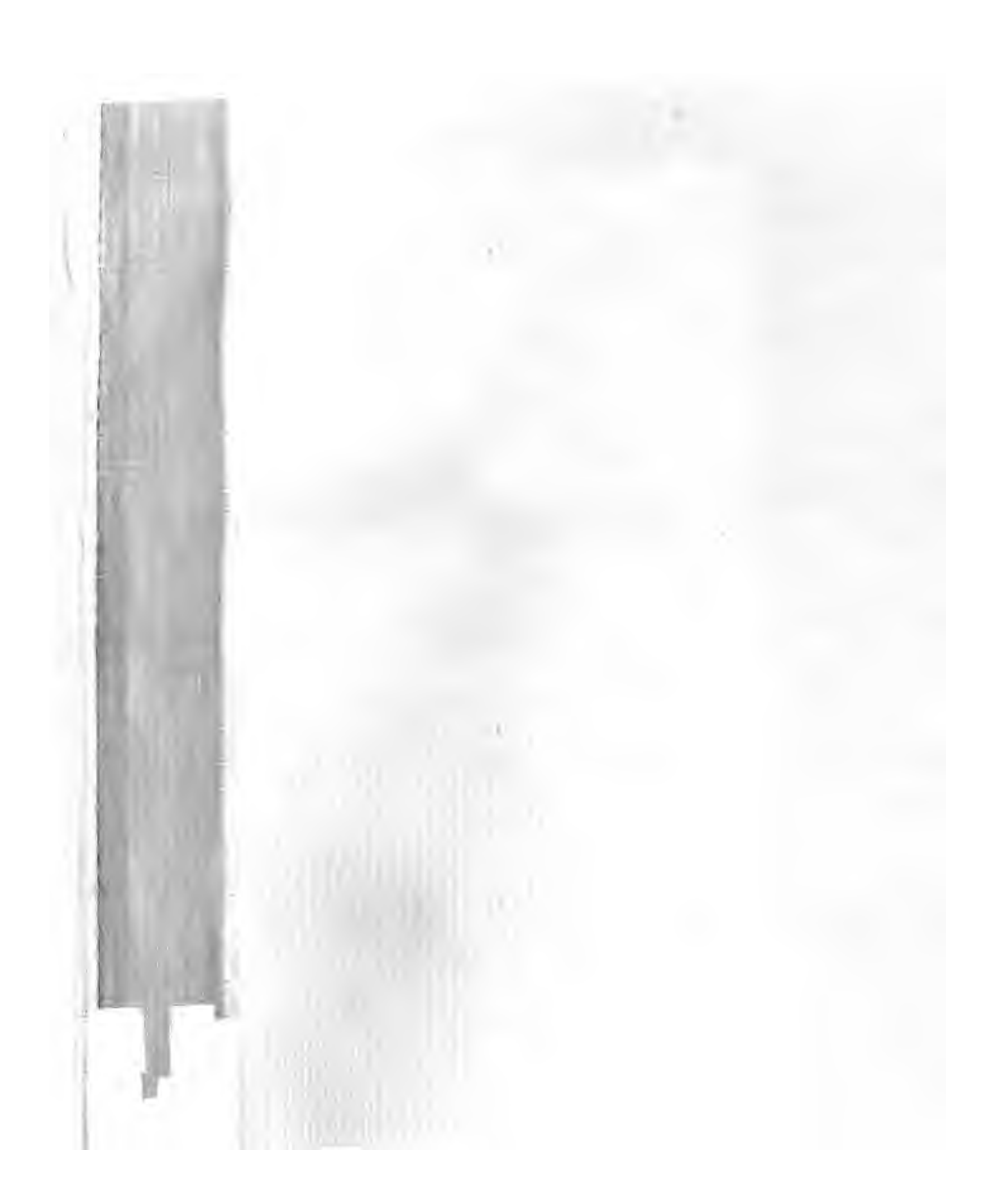
GALIZIEN

LAND UND LEUTE



BEI GEORG MÜLLER


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



A. v. GUTTRY / GALIZIEN

MIT 74 BILDBEIGABEN



DR. A. V. GUTTRY

GALIZIEN

LAND UND LEUTE

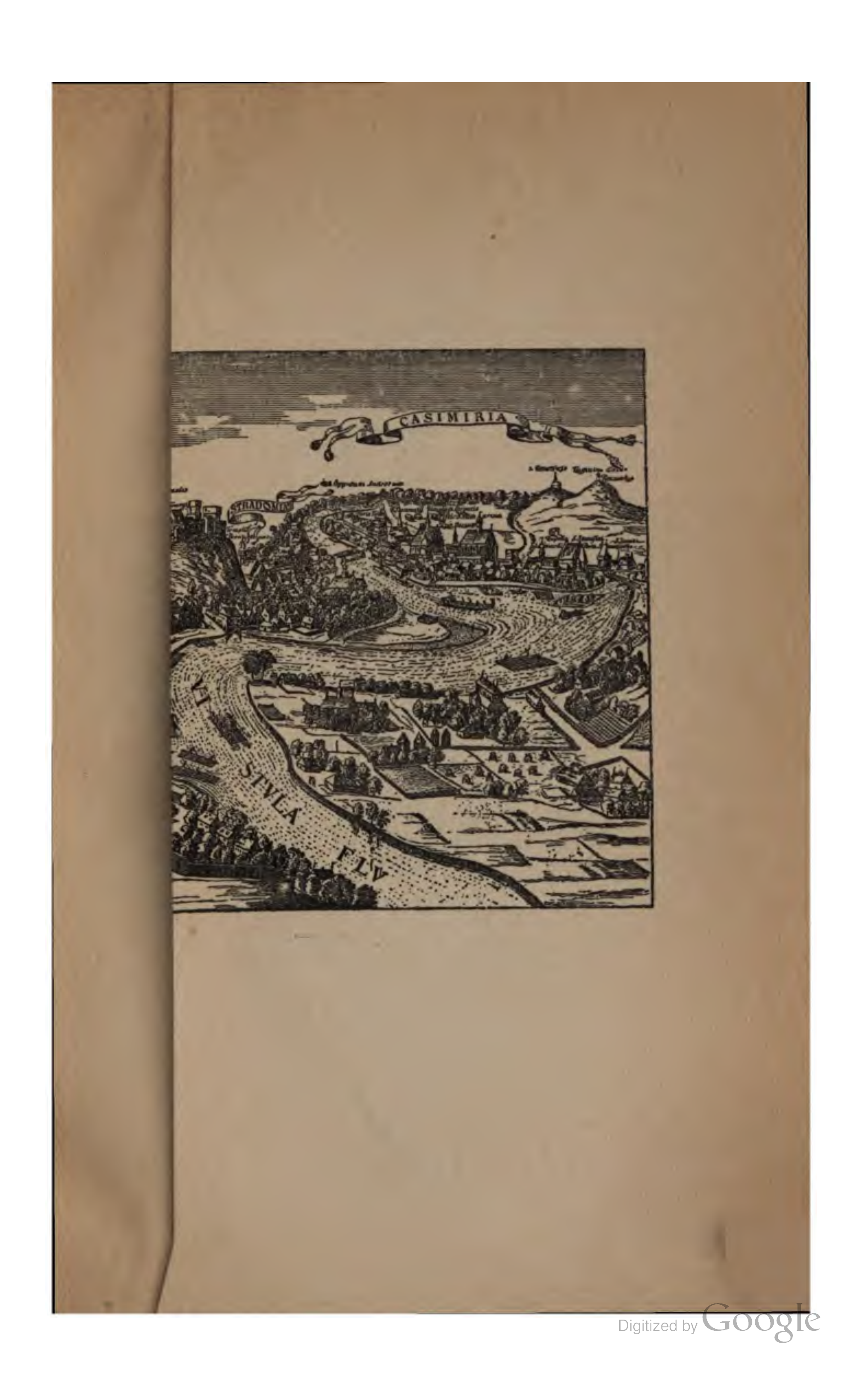
I · 9 · I · 6

MÜNCHEN UND LEIPZIG BEI GEORG MÜLLER

INHALTSVERZEICHNIS

BILDERVERZEICHNIS

Die Mehrzahl der Bilder entstammt den Sammlungen des National-Museums in Krakau. In zuvorkommendster Weise wurden sie dem Verfasser vom derzeitigen Direktor Herrn Prof. Dr. Felix Kopera zur Verfügung gestellt.


CASIMIRIA
VI STVLA FLV

I

GESCHICHTE DES LANDES

Zwei Kulturen. — Kiewer Fürsten. — Boleslaw Chrobry. — Kleinpolen. — Krakau. — Hebung des Kulturlebens. — Wladislaw Herman. — Ruthenien. — Halicz und Wladimir. — Rotruthenien. — Mongoleneinfälle. — Deutsche Kolonisation und deutsche Einflüsse. — Litauen. — Kasimir der Grosse. — Ludwig von Ungarn. — Polnisch-litauische Union. — Römisch-katholische und griechische Kirche. — Kosaken. — Johann Sobieski. — „Gente Rutheni, natione Poloni". — Königreich Galizien und Lodomerien. — Kultur.

I

GESCHICHTE DES LANDES

Zwei Kulturen. — Kiewer Fürsten. — Boleslaw Chrobry. — Kleinpolen. — Krakau. — Hebung des Kulturlebens. — Wladislaw Herman. — Ruthenien. — Halicz und Wladimir. — Rotruthenien. — Mongoleneinfälle. — Deutsche Kolonisation und deutsche Einflüsse. — Litauen. — Kasimir der Grosse. — Ludwig von Ungarn. — Polnisch-litauische Union. — Römisch-katholische und griechische Kirche. — Kosaken. — Johann Sobieski. — „Gente Rutheni, natione Poloni". — Königreich Galizien und Lodomerien. — Kultur.

Der erste Zusammenstoss zweier Kulturen auf dem Boden des heutigen Galiziens reicht teilweise noch in die sagenumwobene, in geschichtliches Dunkel gehüllte Zeit Polens.

„Im Jahre der Welt 6489 (981 n. Chr.) zog", so berichtet der ehrwürdige Chronist Nestor, „der Grossfürst von Kiew, Wladimir" — der tüchtigste von Ruriks Nachkommen — „gegen die Lechen (Polen) und eroberte deren Burgen: Przemysl, Czerwien (Rotburg) u. a.," das heisst Rotruthenien, mit anderen Worten das heutige Ostgalizien.

Seit diesem Zeitpunkt verweben sich die Geschicke Rutheniens und Polens. Blutige Kämpfe wechseln mit friedlicher Nachbarschaft ab. Das Ostland bis zum Zbrucz wird zum Tummelplatz polnischen und ruthenischen Wettstreits.

Die lateinische und die byzantinische Kultur, die hier um die Wende des ersten Jahrtausends aneinander prallten, legten den Grund für die nationale und kulturelle Entwicklung der beiden nebeneinander wohnenden Stämme, und trotz späterer innerer und äusserer Verquickung bewahrte das Land seinen doppelten Charakter.

Von zwei slawischen Strömungen, der nordwestlichen und der südöstlichen, befruchtet und bevölkert, bildete Galizien die ethnographische Scheidelinie zwischen dem Westen und dem Osten.

Schon im Jahre 1018 eroberte der Begründer des polnischen nationalen Staates, Boleslaw Chrobry (der Tapfere, der Kühne), aus der Dynastie der Piasten, nachdem er Krakau und Schlesien den Böhmen wieder abgerungen, auch Rotruthenien zurück und drang siegreich bis Kiew vor, der „Mutter der ruthenischen Städte"; doch bald fiel das Land abermals an die Kiewer Fürsten zurück. Nach der Ueberlieferung soll Boleslaw Chrobry eiserne Pfähle im Dnjestr, in der Saale und in der Elbe eingesenkt haben, als Wahrzeichen der künftigen Grenzen Polens.

Seine nächsten Nachfolger vermochten nicht die Idee zu verwirklichen, die ihm vorgeleuchtet hatte, nämlich alle westslawischen Völker zu einem Reich zusammenzuschweissen. Dagegen vollzog sich im Inneren des sich gerade gestaltenden polnischen Gemeinwesens eine bahnbrechende Wandlung. Eine fest gefügte Monarchie wurde errichtet und die polnische Kirche organisiert.

Das bedeutete den endgültigen Anschluss an die Zivilisation des Westens.

Mit diesem Augenblick fiel auch Polen die Aufgabe der Kulturvermittlung an alle zu Polen gehörenden nicht polnischen Länder und an den Osten zu. Dieser hohen Mission ist Polen bis ans Ende seines geschichtlichen Bestehens treu geblieben.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts verschob sich der Schwerpunkt Polens endgültig von Grosspolen nach Kleinpolen, dem Land an der oberen und mittleren Weichsel, im Norden von der Pilica umgrenzt und südlich bis an die Karpathenabhänge reichend.

Krakau trat in den Vordergrund der Geschichte, das schon im Jahre 1000 durch die Gründung der römisch-

lateinischen Diözese und Einführung des lateinischen Ritus sich zu besonderem Glanze unter den neuen Bistümern emporschwang. Der Ausspruch „salve Cracovia, altera Roma, Roma Poloniae" stammt aus jener Zeit. Krakau wurde zum eigentlichen Träger der historischen Tatsachen, zum Träger der westlichen Kultur, und sollte diese hervorragende Stellung für Jahrhunderte bewahren.

Um der heidnischen Reaktion, die unter dem Sohne Boleslaw Chrobrys einsetzte und die kulturelle und politische Entwicklung des Landes gefährdete, Einhalt zu gebieten, wurden fremde Mönche ins Land gerufen, angesiedelt und mit Benefizien beschenkt.

Neben den Fürstenhöfen, wurden jetzt die Klöster und Abteien der Benediktiner und Zisterzienser zu bedeutenden Kulturstätten, von denen aus eine umfassende und segensreiche Tätigkeit entwickelt wurde. Zahlreiche Klöster und Ruinen in Krakau und seiner Umgegend bezeichnen die Stellen der damaligen Ansiedlungen. Erst später wurden auch Einheimische zu kirchlichen Aemtern berufen und zu hohen geistlichen Stellungen zugezogen und übten ebenfalls einen weitgehenden Einfluss aus, — zwischen Polen und der Kultur des Abendlandes vermittelnd.

Bei den Klöstern und Parochien wurden Schulen errichtet und grosse Bibliotheken angelegt, — die ersten Bildungsstätten. Schon zur Zeit der Regierung Wladislaw Hermans gelangte die Schule an der Krakauer Kathedrale zu besonderer Blüte. Aus jener Zeit stammen die polnischen Chroniken, die in lateinischer

Sprache an den verschiedenen Kathedralen verfasst wurden.

Besonders interessant ist das frühzeitige Aufkommen der Miniaturkunst in Polen. In den Klöstern wurden die liturgischen Handschriften der Kirchen illuminiert. Obwohl die Werke in der Regel Merkmale der deutschen Schule aufweisen — was ja bei der vielfachen Ansiedlung deutscher Mönche erklärlich ist, — zeigen sie doch mannigfach die Spuren östlicher Einflüsse. Leider sind nicht alle dem Lande erhalten worden. Viele der Petersburger Handschriften entstammen den polnischen Sammlungen. Unter anderen auch eines der wertvollsten Denkmäler dieser Kunst aus dem 12. Jahrhundert: die Genesis Handschrift.

In der Malerei, die besonders von dem in Polen so tief eingewurzelten Kultus der Mutter Gottes beeinflusst wurde, nahmen denn auch die Madonnenbilder die erste Stelle ein. Ein seltsam warmer Ton liegt über all diesen Bildern des 12. Jahrhunderts.

Die in Krakau sehr gepflegte Münzen- und Siegelprägung gehört ebenfalls zu den interessantesten kulturellen Denkmälern des Mittelalters.

Bis ins Mittelalter reicht auch der Ursprung der polnischen, wichtige Begebenheiten beschreibenden Lieder, und der polnische Schlachtgesang, die Hymne — anfangs ein frommes Kirchenlied — die die polnische Ritterschaft vor jeder Schlacht anzustimmen pflegte, die „Bogu Rodzica“ ist durch die ersten polnischen Chroniken überliefert worden. Ihr Verfasser soll der heilige Adalbert gewesen sein.

Ueberhaupt galt die Regierung Wladislaw Hermans in erster Linie der Hebung des Kulturlebens und zivilisatorischem Wirken, wobei er von seinen beiden Gemahlinnen — die erste war eine Tochter des Königs

von Böhmen, Wratislaw II., die zweite die Tochter Kaiser Heinrichs III. — in weitgehendem Masse unterstützt wurde.

Aus jener Zeit stammen endlich die prachtvollen, von dem Benediktinerabt Bozytech illuminierten Evangeliarien, von denen eins, der „Codex aureus pultoviensis", ein Geschenk der ersten Gemahlin des Königs an die Domkirche in Plock, sich in dem fürstlich Czartoryskischen Museum in Krakau befindet. Das mit wunderbaren Miniaturen verzierte sogenannte „Emeramische Evangeliar" ist ein Geschenk der zweiten Gemahlin.

Mit reicher Emaille und Edelsteinen waren die wertvollen Einbände der Evangeliarien eingelegt und beschlagen, in Elfenbein oder Silber gefasst und mit fein gearbeiteten Reliefs verziert.

Im 12. Jahrhundert wurde Krakau durch das Testament Boleslaws III., der die einheitliche Monarchie unter seine Söhne teilte und das Seniorat einführte, zur Residenz des Seniors erhoben, der den Titel eines Grossfürsten annahm und die Oberherrschaft über die anderen Teilfürstentümer inne hatte.

Allmählich verlor aber die Senioraterbfolge ihre Geltung, die Fürstengewalt wurde geschwächt und die Macht des Adels und der Hierarchie gestärkt, Krakau selbst dagegen und das Krakauer Gebiet wurden zu einem Zankapfel der einander befehdenden Teilfürsten.

Auch Ruthenien, das unter der Führung Ruriks und des Geschlechts der Ruriks von den Normannen (Waräger) aus dem Stamme Russ, durch Unterjochung ostslawischer und anderer, nichtslawischer Völker — auf dem Wege fremder Eroberung also — begründet wurde

und unter dem Herrscher Wladimir dem Grossen 988 das Christentum in der orientalisch-slawischen Form und mit ihm die slawische Schrift angenommen hatte, unterlag infolge dynastischer Erbstreitigkeiten andauernd Teilungen, wurde von Bürgerkriegen heimgesucht und zerfiel endlich in eine ganze Reihe von kleinen Fürstentümern.

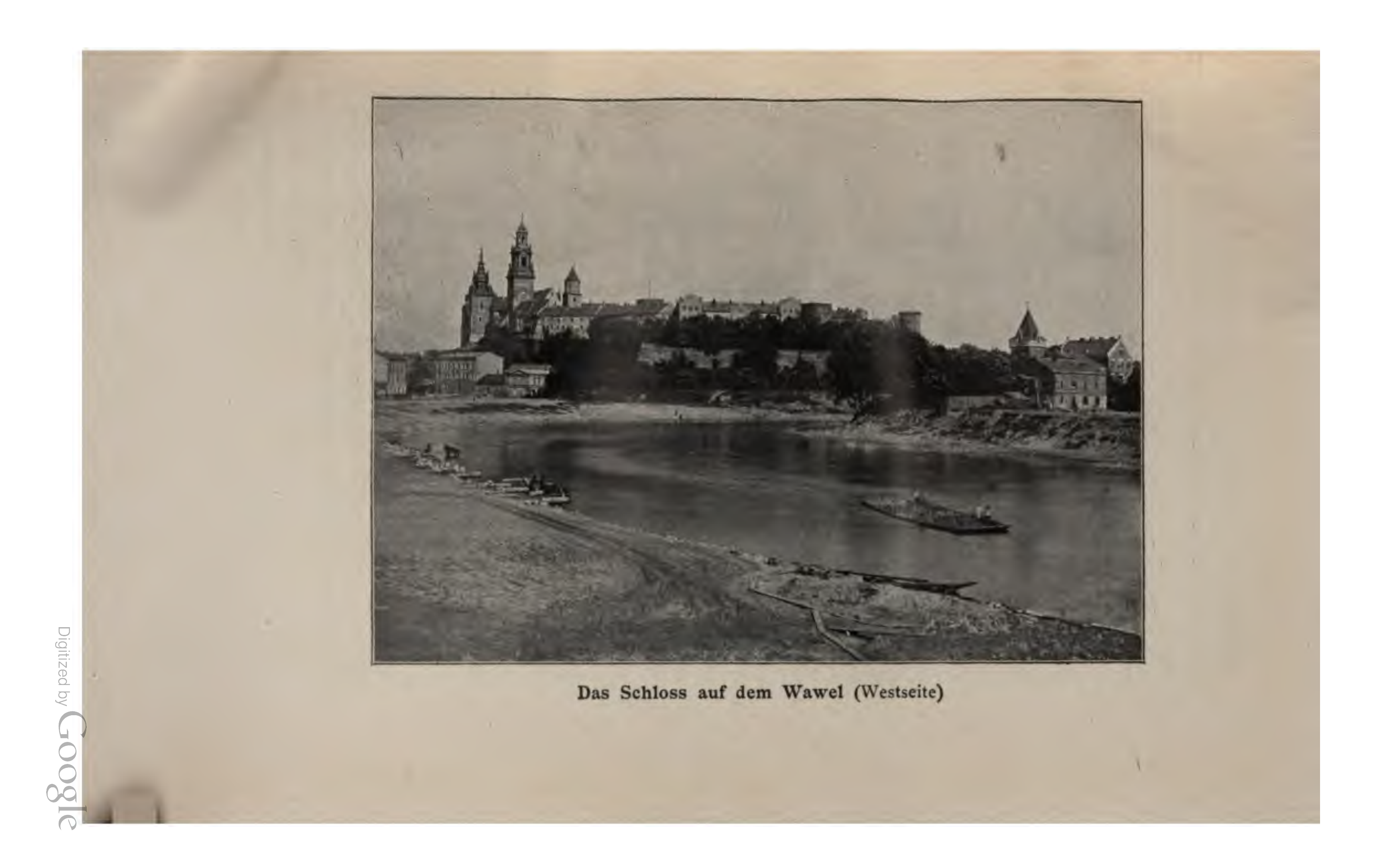
Zu höchster Bedeutung erhob sich das aus Przemysl und Trembowla zusammengesetzte Fürstentum Halicz, von den Chronisten nach der Burg Czerwien (Rotburg) „Russia Rubra", Rotruthenien genannt.

Fortan bildete das Land, durch die gemeinsame orientalische Kirche fest verbunden, ein Glied des ruthenischen Staatengebildes und vermochte, dank der Anlehnung seiner Grenzen an den Westen, einen mächtigen kulturellen und politischen Einfluss bis weit nach Kiew hinein auszuüben.

In Rotruthenien selbst entstanden die orientalischen Bistümer Przemysl, Wladimir und Halicz, welche dem Metropoliten von Kiew unterstellt wurden.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts benutzten die magyarischen Herrscher die Umtriebe der mächtigen ruthenischen Bojaren (Adel) und den Antagonismus der west- und ostslawischen Dynastie, um sich nach einer Reihe von Feldzügen auch nördlich der Karpathen festzusetzen, und nahmen den Titel „Rex Galiciae et Wladimiriae", König von Galizien und Lodomerien an. Obwohl die Okkupation des Gebietes nur eine vorübergehende war, behielten die Könige von Ungarn den Titel bei, der sich im Laufe der Zeit auf die Habsburger Dynastie vererbte.

Seine Blütezeit erreichte das Land unter der Regierung Romans und dann Daniels, die mit polnischer Hilfe auf den Thron erhoben wurden (1205—1264). Von



Das Schloss auf dem Wawel (Westseite)

die ohne diesen äusseren Anstoss vielleicht nie in Erscheinung getreten wären.

Der schwache König Boleslaw ermannt sich und zieht siegreich gegen die Barbaren ins Feld; der den Deutschen sehr freundlich gesinnte Leszek der Schwarze erwehrt sich kühn und konsequent der inneren und äusseren Feinde.

Die Baukunst blüht auf. Auf den vom Krakauer Bischof Ivo gelegten Fundamenten erstehen gotische Dome und mächtige Klosterburgen, die teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten sind, teilweise aber späteren feindlichen Einfällen und Plünderungen zum Opfer fielen und nur in imposanten Ruinen ruhmvolles Zeugnis von jenen Zeiten ablegen.

König Wladislaw Lokietek bricht aber endlich die aufstrebende Macht des deutschen Bürgertums, erhebt zugleich Krakau zur Krönungsstadt der Könige Polens (1320) und schreibt die nationale polnische Staatsidee auf sein Banner.

In nächster Zeit tritt besonders das benachbarte Litauen hervor und eine grosse Rolle wird ihm bald zuteil.

In Feldzügen und durch Heiraten wurden ihm grosse Teile Rutheniens angegliedert, dessen höhere Kultur es wesentlich befruchtete und beeinflusste. Ein litauisch-ruthenisches Reich erstand, das für die Zukunft den Herrschern von Halicz und Wladimir gefährlich werden konnte, zumal sie im Westen noch von dem neu aufstrebenden Polen und Ungarn bedroht wurden und vom Osten her die rohe, bestialische Kraft der Tataren immer mehr zu fühlen bekammen.

Die letzten Fürsten aus dem Geschlecht Romanowicz suchten im eignen Interesse durch Heiratsbande mit Litauen und Polen ein freundschaftliches Verhältnis zu knüpfen. Als nun in einem neuen furchtbaren Ringen mit den Tataren der Letzte des Geschlechts sein Leben verlor, brach unter den benachbarten Herrschern und Völkern ein Streit aus, wem Halicz-Wladimir zufallen sollte. Nach vorübergehender Besetzung des Landes durch die Tataren bestieg der masowische Fürst Boleslaw Trojdenowicz den Thron. Die ruthenischen Bojaren riefen die Tataren ins Land, und zwar diesmal gegen ihren Herrscher. Alles verwüstend und vernichtend, überfluteten sie nicht allein Rotruthenien, sondern drangen auch bis nach Polen und Ungarn vor.

Nach Boleslaws Tode — er wurde von seinen Untertanen vergiftet — nahmen Karl Robert von Ungarn und Kasimir der Grosse von Polen die Geschicke Rotrutheniens in die Hand und entschieden sie endgültig, um den Tataren, die sich gierig auf das verwaiste Land werfen wollten, und dem mit dem ruthenischen Fürstengeschlecht verschwägerten und zu jener Zeit gerade — wie bereits erwähnt — mächtig emporstrebenden Litauen zuvorzukommen.

Für Polen bot der Besitz Rotrutheniens ungemein grosse Vorteile. Vor allem ermöglichte er Polens Expansion nach Osten, erschloss ihm den grossen Handelsweg zum Schwarzen Meer und konnte in gewisser Hinsicht als Entschädigung für die Verluste Polens an der Westgrenze und im Norden — Schlesien war an Böhmen und das östliche Pommern an den Deutschen Orden übergegangen — gelten.

Schon 1339 war zwischen Polen und Ungarn ein Hausvertrag in Visegrad zustande gekommen, wonach für den Fall eines kinderlosen Ablebens Kasimirs der

polnische Thron Ludwig zufallen sollte, dem Sohne Karls und Kasimirs Schwestersohn.

Gleich nach dem Tode Boleslaw Trojdenowicz'(1340) rückte denn nun Kasimir der Grosse, der seine besondere Aufmerksamkeit auf den Osten gerichtet hatte und zudem mit Boleslaw verwandt war, gegen das Lemberg-Haliczer Land vor und eroberte es nach der blutigen Schlacht bei Lublin 1341 für Polen wieder. 1350 wurde mit dem Sohne Karls, Ludwig, ein Vertrag abgeschlossen, wonach Ludwig das Land Kasimir dem Grossen überliess, aber nur für den Fall, dass Kasimir keinen Sohn hinterliesse, andernfalls stünde es dem ungarischen Herrscher frei, das Land nach Kasimirs Tod für die Summe von 100 000 Gulden wieder von Polen zurückzukaufen.

Seit dieser Zeit hat Rotruthenien seine Selbständigkeit nie wieder erlangt. Unter der humanen und segensreichen Regierung des grossen polnischen Herrschers, der den Friedens- und Restaurationsweg betrat und der polnischen Staatsidee, die unter Wladislaw Lokietek mächtig aufgeblüht war, den Weg wies, konnte sich das arg heimgesuchte Rotruthenien endlich erholen, das Volk wurde materiell und geistig gehoben.

Wie in Westgalizien, wurden auch hier Dörfer und Städte wieder aufgebaut und neue gegründet, das verwüstete Land aus den Trümmern aufgerichtet. Den bis dahin unter dem tatarischen Joch dahinsiechenden Gebieten wurden alle Segnungen der Zivilisation und Kultur übermittelt. Das hier vorgefundene ostslawische und byzantinische Element wurde in jeder Weise berücksichtigt. Selbst die Einsetzung der griechisch-slawisch-orthodoxen Kirche in Ostgalizien war Kasimirs des Grossen Werk. Seine eifrigen Bemühungen beim orthodoxen Patriarchat in Konstantinopel waren von

Erfolg gekrönt, und auf diese Weise erfüllte er einen alten Traum der früheren ruthenischen Fürsten. Der Patriarch Philoteus liess sich bewegen, einen Metropoliten für Halicz zu ernennen. Kasimir dem Grossen gelang es also, die erfolglosen Bestrebungen der Herrscher von Halicz und Wladimir in Tat umzusetzen und die ruthenischen Bistümer von der Abhängigkeit von Moskau frei zu machen, dem sie, seit die Kiewer Metropoliten ihre Residenz hierher verlegt hatten, unterstanden.

In dieser Hinsicht erwies also Kasimir der Grosse eine religiöse Toleranz, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts mehr als modern anmutet, wie denn auch überhaupt die Prinzipien und politischen Ideen, von denen er sich leiten liess, seinem Zeitalter beträchtlich vorauseilten.

Der Hebung des materiellen Wohlstandes und des geistigen Lebens, dem Bau von Burgen, Kirchen, Dörfern und Städten, dem Bau der Universität in Krakau (1364) widmete er in aufopferndster Hingabe seine Regierungszeit, und zwar ohne Unterschied in seinen angestammten, wie in den wiedererworbenen Landen. Bauten in Przemysl, Lemberg, Halicz, Wladimir, Belz und Sniatyn reden eine beredte Sprache.

Von bahnbrechenden Ideen beseelt, verstand es Kasimir der Grosse in hochsinniger Weise, politische Machttendenzen mit der wirtschaftlichen und kulturellen Hebung seines Landes zu vereinbaren. Die Chroniken jener Zeit, die Diplome und Privilegien, die Konsular- und Schöffenbücher überlieferten den Nachkommen die Geschichte seiner in jeder Beziehung befruchtenden Tätigkeit und das Aufbausystem eines Kulturstaates.

Nach Kasimirs kinderlosem Ableben bestieg Lud-

wig der Grosse von Ungarn den polnischen Thron und vereinte auf seinem Haupte die Krone Ungarns und Polens, und auch Rotruthenien fiel ihm also zu. Ein mächtiges Reich erstand im Osten, eine Schutzmauer gegen die anstürmenden barbarischen Horden.

Diese grosse, weltgeschichtliche Mission verkennend oder nicht berücksichtigend, behandelte der Ungarnkönig Rotruthenien lediglich im Interesse seiner dynastischen Politik und beschloss weiter, seine beiden Töchter Maria und Hedwig mit den beiden Kronen auszustatten; das musste natürlich eine Lösung der polnisch-ungarischen Union nach sich ziehen. Was Rotruthenien anlangt, entschied sich Ludwig für dessen Einverleibung zur ungarischen Krone, übergab es aber einstweilen seinem Vertrauten und Vasall, Wladislaw von Oppeln, bis es 1379 an die Nachfolgerin Ludwigs in Ungarn, Maria, zurückfiel.

Während der Herrschaft Ludwigs — zunächst also verblieb Halicz-Wladimir bei der ungarischen Krone — wurde das Land kirchenpolitisch stark latinisiert, katholische Hierarchien wurden gegründet und katholische Bistümer errichtet.

Die grosse, weltgeschichtliche polnisch-litauische Union (1386), die durch die Heirat Hedwigs mit dem Litauer Fürsten Jagiello ins Leben gerufen wurde, diese Vereinigung Polens mit Litauen, das eine zahlreiche ruthenische Bevölkerung einbegriff und die Ukraina und Podolien umfasste, musste auch auf das Ungarn einverleibte Rotruthenien zurückwirken. Bis auf dieses Land gehörten nämlich nunmehr alle ruthenischen Länder der Union. Der Gedanke der Zurückgewinnung von Halicz und Wladimir lag nahe. Königin Hedwig beschloss, selbst das Werk durchzuführen. Die ungarischen Besatzungen wurden vertrieben und Hedwig



Nationaltracht des polnischen Edelmanns

Die Krakauer Akademie blüht in dieser Zeit auf und wird zu einem Bildungszentrum, dem Tausende von Schülern und Gelehrten aller Stände zuströmen. Weit über das ganze Land verbreitet sie ihre Kolonien. In allen grösseren Städten werden Mittelschulen gegründet, als Vermittler der Aufklärung und der allgemeinen Bildung.

Und die Revolution der Geister, welche die von Italien herübergepflanzten humanistischen Ideen im Westen aufflammen liessen, findet auch in Polen in der zweiten Hälfte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts lebhaften Widerhall. Von der Krakauer Universität breitet sich der Humanismus wie ein Lauffeuer über das ganze Land aus und ruft einen hartnäckigen Kampf zwischen den Verfechtern der neuen Ideen und den Anhängern der scholastischen Richtung hervor.

Der König (Kasimir der Jagiellone 1449—1492), der sich unumwunden zu der neuen Richtung bekennt, beruft den Humanisten Conrad Celtes nach Krakau. Andere folgen. Philipus Buonacorsi, genannt Callimachus, Mutianus, Bebelius, Hessus, Corvinus. Hervorragende einheimische Gelehrte schliessen sich an: der Philosoph und Lemberger Erzbischof Gregor aus Sanok, der Mathematiker und Astronom Albertus Brudzewski, der Lehrer des grossen Kopernikus. Jan Dlugosz erwirbt den Ruf des hervorragendsten Historikers seiner Zeit. Die ersten Druckereien werden in Polen gegründet (1474), und geistige Würdenträger und weltliche Magnaten setzen alle ihre Kräfte für Bildung und Aufklärung ein.

Lateinisch war die allgemein eingebürgerte Schriftsprache, doch fehlte es auch nicht an Versuchen in der Muttersprache. Interessante und wertvolle Denkmäler

dieser Versuche sind „die Bibel der Königin Sophie", „das Psalmenbuch Margarethens", die „Wiklefdichtung" des bekannten Hussiten und Lehrers an der Krakauer Universität, Andreas Galka.

In die Zeit der Regierung Kasimirs des Jagiellonen fällt auch das Schaffen des berühmten Veit Stoss in Krakau (1477). Eine bedeutende Anzahl grossartiger Schnitzereien und geschnitzter Triptychen stammt aus dieser Zeit; die Miniaturmalerei gelangt zu besonderer Blüte.

Mit dem Einzug des Humanismus in Polen verbreitet sich die italienische Kunst im Lande. Die deutschgotische Kunst und die deutschen Einflüsse werden verdrängt, und die Renaissance bemächtigt sich der polnischen Architektur. Das Krakauer Schloss, die Tuchlauben, die Jagiellonenkapelle u. a. m. legen Zeugnis hiervon ab.

Seinen Höhepunkt erlangte der Humanismus unter Siegmund I. (1506—1548), als der polnische Königshof durch die Ehe Siegmunds mit der Mailänder Prinzessin Bona Sforza stark italienisiert wurde und den humanistischen Ideen immer neue Nahrung und Anregung bot.

Es war dies die Zeit der höchsten Blüte und des höchsten Aufschwungs polnischen Geistes. Das „goldene Zeitalter".

Die geistige Freiheit, die einen Grundpfeiler des Humanismus bildete, schaffte für das Aufleben und die Entwicklung polnischen Wesens, polnischer Kunst und nationaler Dichtung, die Entwicklung der Sprache und der Geschichtschreibung freie Bahn. Die aufgestapelten Energien brachen durch, Polen erreichte seinen kulturellen Höhepunkt. Der grosse Reformator der Astronomie, Nikolaus Kopernikus, lebte in jener

Zeit und schuf sein unvergängliches, die ganze Weltordnung umstürzendes Werk: „de revolutionibus orbium terrestrium".

Die durch den Humanismus hervorgerufene religiöse Freigeisterei bot nun auch dem einsetzenden Reformationssturm einen günstigen Boden, zumal die adlige polnische Geistlichkeit, in die unter dem Einfluss der Königin Bona unwürdige Elemente Einlass gefunden hatten, jeglichen moralischen Halt verloren hatte, und der innerpolitische, durch die Königin begünstigte Wirrwarr auch eine Auflehnung gegen die Kirche hervorrief.

Besonderen Anklang fand unter der polnischen Geistlichkeit und bei den polnischen Magnaten der Calvinismus, und besonders in Kleinpolen mehrte sich die Zahl seiner Anhänger.

Die Grundfesten der polnischen Gesellschaft wurden erschüttert, wie ja auch die Grundsätze der ganzen christlichen Gesellschaft damals über den Haufen geworfen wurden.

In die Zeit der Reaktion, die nach der Reformationsepoche einsetzte und dem mächtigen Aufschwung des Katholizismus die Wege bahnte, fällt das bemerkenswerte Aufkommen des polnischen Barocks in der Baukunst. Viele Kirchen, öffentliche Bauten und Schlösser aus jener Zeit sind in diesem Stil erbaut und weisen originelle polnische Merkmale auf, die architektonisch äusserst geschickt verwoben wurden.

Neben dem polnischen sehr interessanten Holzbaustil, wie er in verschiedenen kleinen Dorfkirchen und alten Herrenhäusern zu sehen ist, gibt das polnische Barock dem polnischen Lande das charakteristischeste Gepräge.

Auf die politische Union Polens mit Litauen, 1569 zu Lublin, in der die Einheit und Unzertrennlichkeit der Krone (Polen) und des Grossfürstentums Litauen besiegelt wurde und die ruthenischen Länder: Wolhynien, Kiew und Podlesien noch an die Krone zurückfielen, folgte die kirchliche Union zu Brzesc, 1595.

Der Verfall der orthodoxen Kirche in jener Zeit, die russische Unkultur einerseits und die Macht der immer noch aufsteigenden römischen Kirche andererseits machten den orthodoxen Metropoliten und die Bischöfe einer solchen Union nicht abgeneigt. Den letzten Anstoss gab die Schaffung eines besonderen Patriarchats durch den Regenten Godunow in Moskau, in völliger Abhängigkeit vom Zaren. Als natürliche Folge drohte den Orthodoxen eine Angliederung an dieses Patriarchat.

Polen leuchtete hierbei die grosse Aufgabe vor, die Union der vielen Millionen zäh am orthodoxen Glauben hängenden ruthenischen Bauern mit Rom in die Wege zu leiten und endgültig den Antagonismus der beiden Hauptkirchen in Polen, der römisch-katholischen und der griechischen, aus der Welt zu schaffen. Vom kirchlichen Standpunkt aus bedeutete die Union einen entscheidenden Sieg, politisch war sie ein Fehler.

Laut den durch den König von Polen, den päpstlichen Nuntius, den orthodoxen Metropoliten und die Bischöfe unterzeichneten Verträgen erkannte die griechische Kirche die Oberhoheit des Papstes in Sachen des Glaubens an, ihr Ritus und ihre Liturgie wurde ihr aber garantiert und auch die Beibehaltung der griechischen Feiertage. Endlich wurde die Aufnahme orthodoxer Bischöfe in den polnischen Senat versprochen.

In politischer Hinsicht zeitigte die Union keinen Erfolg, im Gegenteil, sie erwies sich bald, wie gesagt,

als grober Missgriff. Die Beibehaltung des griechischen Ritus vereitelte auch weiterhin eine Annäherung der Ruthenen an die Polen, und auch die ruthenischen Bischöfe konnte man, da die ihnen gemachten Versprechungen teilweise nicht eingehalten wurden, für die Angelegenheiten des polnischen Reichs weder gewinnen noch interessieren.

Ausserdem entspann sich bald noch ein hartnäckiger Kampf zwischen den Unierten und den Gegnern der Union, der zum Abfall von einem Drittel der Unierten führte. Statt segensreicher Folgen beschwor die Union einen Kampf beider Parteien herauf. Die Einrichtung einer doppelten Hierarchie, einer unierten und einer nicht unierten, durch den Patriarchen von Jerusalem, Theophano, wobei ihn der Kosakenhetman Kunaszewicz unterstützte, bedeutete den Anfang der jahrelangen Feindschaft zwischen Polen und Kosaken, die ja schon seit jeher allen Einrichtungen der polnischen Republik feindlich gegenüberstanden.

An sich schon gab es zwischen den beiden Kirchen in Polen Reibungsflächen genug. Da die gegenseitige Feindschaft von dem orthodoxen Nachbarreiche selbstverständlich noch immer geschürt wurde, liess sich auch oft irgendein Anlass zu bewaffnetem Eingreifen finden. Die Bestrebungen Polens für eine Kirchenunion einerseits, andererseits aber die Unfähigkeit Polens, streng die Union durchzuführen, das Erlahmen des Eifers für eine rasche und allgemeine Durchführung und das teilweise Nichteinhalten der von den Polen gemachten Versprechungen dienten nunmehr den Kosaken und Russen zum Vorwand für Klagen über die Bedrückung des orthodoxen Glaubens in Polen und zu langen, aufreibenden Kämpfen, die alle

Schicksale des polnischen Reiches überdauerten, bis in die jüngste Zeit hinein.

Das Kosakentum gehörte zu den eigenartigsten Gebilden des polnischen Reichs.

Hinter den äussersten Grenzburgen der polnischen Südostmark im 16. Jahrhundert, der Ukraina — Kiew, Kaniow, Czerkasy, Braclaw — zogen sich endlose Steppen hin.

„Dzikie Pola" (wilde Felder) hiess das Land am unteren Dnjestr und Dnjepr. Ein Tummelplatz der verschiedensten Völkerschaften. Vor allem Ruthenen, dann auch Polen, Ungarn und Wallachen, vereinzelt sogar Tataren.

Ihre Lebenweise war nach Tatarenart: Jagd, Fischfang, Raub und Beutezüge.

Die Kolonisation der dortigen Steppen sowie die andauernden Ueberfälle der Tataren von der Krim aus führte zu einer kriegerischen Organisation. Die an den Ostgrenzen des Reichs ansässige Bevölkerung schloss sich zusammen, um den sie immer wieder beunruhigenden Tataren und Türken die Stirn zu bieten und an ihnen Rache zu nehmen.

Ein kühner Zug der Kosaken auf winzigen Booten gegen Konstantinopel liess sie in den Augen des Volkes als Helden von ungezügelter Tollkühnheit erscheinen, und ihr freies, ungezwungenes Lagerleben verlockte so manchen Bauern, den Frondienst zu verlassen und sich ihnen anzuschliessen, verlockte so manchen jungen Edelmann, seiner Abenteuerlust freie Zügel schiessen zu lassen und zur Ausführung der phantastischsten Ideen sich mit den Kosaken zu verbrüdern, gab

vielen, die mit den Gesetzen in Konflikt geraten waren, gab Flüchtlingen und Verlorenen gastfreie Zuflucht.

Halb Ackerbauer, halb Krieger, hausten sie zwischen den Tatarenhorden, den polnischen Ansiedlungen, den unermesslichen Latifundien der an Glanz und Reichtümern sich ergötzenden Magnaten und dem Schwarzen Meer.

So entstand in den Steppen der Ukraina eine Art von Räuberstaat, in dem volle Gleichheit herrschte und in nichts gehinderte Freiheit; sie zu beschützen und aufrechtzuerhalten war die Pflicht des im Kriege mit absoluter Gewalt ausgestatteten Führers, des sogenannten Ataman (Hetman, Hauptmann).

Inmitten der grossen Organisation bildeten sich Banden, die sich auf kleinen Inseln am Dnjepr festsetzten, befestigte Lager (Sicz Zaporoska, die Zaporoger, das heisst: die hinter den Stromschnellen) anlegten und ihren kriegerischen Geist in räuberischen Streifzügen, in Beunruhigung und Belästigung der Bevölkerung, des hier ansässigen Adels und Bürgertums Ausdruck gaben.

Der zahlreiche ruthenische Adel, der sich in seiner Existenz bedroht fühlte und zusehen musste, wie die Macht des Kosakentums immer mehr wuchs, suchte Schutz bei Polen. Da aber die polnischen Könige, die Kriegstüchtigkeit der Zaporoger richtig einschätzend, sie für den Fall eines Krieges nicht entbehren wollten, organisierten sie die Kosakenbanden, die sich denn auch wirklich in den moskauer und in den türkischen Kriegen trefflich bewährten.

Die anfangs guten Beziehungen der polnischen Republik zum Kosakentum verschlechterten sich zusehends, als die Atamane sich zu Beschützern der be-

drängten orthodoxen Kirche aufwarfen, sich der von den Magnaten hier und da drangsalierten, nicht unierten Bevölkerung annahmen und mit diesem Losungswort gegen die Polen vorgingen, während die polnischen Magnaten gegen den Willen des Königs in einer Reihe von Feldzügen das Kosakentum niederzuwerfen versuchten.

Als endlich aber der damalige König Wladislaw IV. die gerade niedergezwungenen Scharen insgeheim für einen Krieg gegen die Tataren in Dienst nahm, da der Krieg wegen des Widerwillens der Magnaten und des Reichstages nicht zustande kam sie jedoch wieder entliess, brach der Bürgerkrieg aus. Den aufgewiegelten Kosaken erstand in der Person des Hetmans Bogdan Chmielnicki, der dem König und dem polnischen Volk, in erster Linie den Magnaten, für die Nichteinhaltung gemachter Versprechungen Rache bis in den Tod geschworen hatte, ein Führer, ein Mann des Schicksals, der genügend Macht und Ansehen genoss, um eine allgemeine Erhebung hervorzurufen und den Bürgerkrieg in Polen zu entflammen.

Jahrelang währte der blutige Kampf mit wechselndem Erfolg. Mit dem Tatarenkhan verbündet, gelang es Chmielnicki endlich, einen entscheidenden Sieg davonzutragen, dem 1650, in der gewaltigen Schlacht bei Beresteczko, der Sieg des polnischen Königs Johann Kasimirs über Kosaken und Tataren folgte. Jetzt rief aber Chmielnicki Moskau zu Hilfe, der eigentlich soziale Krieg wurde zu einem religiösen und nationalen Kreuzzug; die Früchte dieses hartnäckigen Ringens erntete Moskau.

Der moskowitische Zar wurde mit Hilfe Chmielnickis Herr der Ukraina. Wiederum waren die ruthenischen Länder verwüstet, Städte und Dörfer in

Trümmern, Tausende in die Sklaverei der Tataren weggeschleppt.

Dem ruthenischen Volkstum wurde diesmal eine so tiefe Wunde geschlagen, dass der ruthenische Adel und Bürgerstand sich vom ruthenischen Volke zurückzog und sich ihm völlig entfremdete.

Erst die glänzenden Kriegstaten Johann Sobieskis konnten das traurige Andenken an den ehemaligen Kardinal und unglückseligen König Johann Kasimir verwischen und der Krone Polens nach aussen erneuten Glanz verleihen. Im Inneren blieb Polen auch weiterhin der Spielball fremder Einflüsse.

Sobieski war ein Sohn Galiziens. Hier waren seine Residenzen und seine Villeggiaturen, hier lagen seine ruhmreichen Schlachtfelder. Olesko, Zolkiew, Pielaszkowice, Jaworow, Podhorce, Lemberg, Zurawno, Cieszanow, Trembowla u. a. bewahren in der polnischen Geschichte ein ehrwürdiges Andenken. Von Krakau aus brach Sobieski gegen die Türken zum Entsatze Wiens auf, und in der Kathedrale zu Krakau nahm die Königin Marysienka (Maria Kasimira) die Nachricht vom glänzend erfochtenen Sieg entgegen und empfing als Siegestrophäe den Steigbügel des Grosswesirs.

Dem im Inneren des Reiches für die Kräftigung der Union in erster Linie bestrebten König war es nicht vergönnt, die Früchte seiner Unionspolitik zu ernten. Erst 1720 traten die Bistümer Przemysl und Lemberg der römischen Kircheneinheit bei.

Die schon im 16. Jahrhundert in Erscheinung getretene eigentümliche und charakteristische Tatsache, dass alle Ruthenen, die einer höheren Kultur zustrebten, zum

römisch-katholischen Glauben übergingen und sich ohne äusseren Zwang polonisierten, griff jetzt immer mehr um sich. „Gente Ruthenus, natione Polonus" nannten sich die Gelehrten und Gebildeten, und als eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erscheinungen muss hervorgehoben werden, dass viele von diesen „gente rutheni, natione poloni" trotz vielfacher Beibehaltung ihres orthodoxen Glaubens die besten und eifrigsten polnischen Patrioten wurden und den Erbfeind in Moskau erblickten. Viele gute polnische Namen von heutzutage deuten auf ruthenischen Ursprung hin.

So verwischten sich denn die langjährigen religiösen Gegensätze immer mehr, und die Verschmelzung des griechisch-unierten Adels mit dem Polentum trat deutlicher zutage, und auch die breite Masse des Volkes gab allmählich die feindlichen Tendenzen auf. Bloss die sich zurückgesetzt fühlende und um ihren Einfluss bangende ruthenische Geistlichkeit liess sich in ihrem erbitterten Hass gegen das Polentum nicht beschwichtigen und wiegelte nach Kräften die auf einer äusserst niedrigen Kulturstufe stehende, den Einflüssen des Westens halb bewusst, halb unbewusst sich verschliessende Landbevölkerung gegen die Polen auf.

Im Laufe der Jahre haben sich also im allgemeinen die Gegensätze insofern ausgeglichen, als wie erwähnt der ruthenische Adel gänzlich und auch der grösste Teil der ruthenischen Intelligenz im Polentum aufging. Selbst die Geistlichkeit bediente sich der polnischen Sprache, und nur das Landvolk behielt die ruthenische bei.

Der ruthenische Nationalismus und die politischen Gegensätze zwischen Polen und Ruthenen in Galizien

gehören zur neueren Geschichte, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Bei der ersten Teilung Polens 1772 fiel nun der wertvollste Anteil Oesterreich zu, nämlich Kleinpolen, das Land längs der Weichsel bis Sandomir und Zamosc, der grösste Teil von Rotruthenien, Podolien, Pokutien, Zator, Anschwitz, Lemberg und Teile von Krakau, als Königreich Galizien und Lodomerien. Insgesamt 68 000 Quadratkilometer, mit fast 3 Millionen Einwohnern. Der Serethfluss sollte ursprünglich die Ostgrenze bilden, auf den Druck der österreichischen Regierung hin wurde sie aber bis zum Zbrucz vorgeschoben. 1774 wurde die Bukowina angeschlossen.

In der dritten Teilung Polens, 1795, fiel an Oesterreich das Land bis zur Pilica und zur Weichsel, und über diese hinaus bis zum Bug, als Neu- oder Westgalizien, bestehend aus Radom, Krakau, Sandomir, Lublin, aus Teilen von Cholm, Masurien und Lemberg; insgesamt 46 000 Quadratkilometer und eine Million Einwohner. Die Erwerbungen aus der ersten Teilung wurden Ostgalizien genannt.

Die territorialen Verschiebungen, welche die Bildung des Herzogtumes Warschau 1807 hervorriefen, der Friede von Schönbrunn 1809 und die endgültige Absteckung der Grenzen — Wiener Kongress 1815 — der den drei Mächten: Russland, Preussen und Oesterreich zugefallenen Gebiete gestalteten die Grenzlinie der österreichischen Monarchie noch ungünstiger, als es schon an sich die Buglinie war.

Ein Teil von Westgalizien wurde im Wiener Kongress zur Republik Krakau unter dem Schutze der drei

Teilungsmächte erhoben. Durch Uebereinkunft der Schutzmächte wurde jedoch dieser Freistaat 1846 samt seinem Gebiete dem Kaiser von Oesterreich übertragen und 1849 mit dem Titel eines Grossherzogtums zu einem Bestandteil Galiziens erklärt.

An der Spitze des Landes steht der Statthalter als Repräsentant des Kaisers. Der Sitz der Statthalterschaft ist Lemberg.

Mit Wenzel von Zalewski setzte die Reihe der polnischen Gouverneure, beziehungsweise — seit 1851 — Statthalter ein. Auf Zalewski folgte Agenor Graf Goluchowski, der dreimal zum Statthalter von Galizien ernannt wurde. Die letzten waren der von dem Ruthenen Siczynski ermordete Graf Andreas Potocki, Dr. Bobrzynski und Dr. von Korytowski, der bis zum Juli 1915 das Amt bekleidete und vom General der Infanterie Hermann Collard abgelöst wurde. Seiner Ernennung folgte die Versicherung des Monarchen, dass sein Verhältnis zur polnischen Nation unverändert bleibe.

Eine besondere Stellung nimmt der Statthaltereidelegat ein, der von dem Statthalter mit Vollmachten versehen wird und Leiter der Bezirkshauptmannschaft in Krakau ist. Ihm liegt die Ueberwachung des Geschäftsbetriebes der Krakauer Polizeidirektion und die Vertretung der politischen Verwaltung dem Krakauer Korpskommandanten und dem Oberlandesgerichtspräsidenten gegenüber ob.

Als oberste Militärbehörde fungieren die Korpskommandanten in Krakau (1. Korps), Lemberg (11. Korps), Przemysl (10. Korps).

Das Land ist in 85 Bezirkshauptmannschaften mit

einem Bezirkshauptmann (Starosta) an der Spitze eingeteilt, dem die Dorf- und Stadtpolizei (Gendarmerie) untersteht. Nur Krakau und Lemberg besitzen eigene Polizeidirektoren.

Der galizische Landtag in Lemberg, in völliger Unabhängigkeit von der Zentralregierung in Wien, setzt sich aus 151, auf die Dauer von fünf Jahren gewählten Mitgliedern zusammen, und zwar aus 44 Abgeordneten des Grossgrundbesitzes, 20 der Städte, Märkte und Industrieorte, 3 der Handels- und Gewerbekammern, 74 der Landgemeinden, den Rektoren der Krakauer und Lemberger Universität, dem Rektor des Polytechnikums, den Erzbischöfen und Bischöfen der drei Konfessionen.

Aus der Mitte des Landtages wird auf die Dauer von sechs Jahren ein Landesausschuss gewählt, dem das Schulwesen, die öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen, die öffentlichen Arbeiten und das Finanzwesen unterstehen. An der Spitze des Ausschusses steht ein Landmarschall, den der Kaiser ernennt.

Als Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie nimmt Galizien teil an den Reichssachen und entsendet zu diesem Zweck Abgeordnete in den Reichsrat. Die Abgeordneten haben bei der Beratung und der Beschlussfassung die Interessen des Kronlandes zu vertreten. In das österreichische Abgeordnetenhaus sendet Galizien 78 Vertreter, und zwar 20 des Grossgrundbesitzes, 13 der Städte, 3 der Handelskammern, 27 der Landgemeinden und 15 der allgemeinen Wählerklasse.

Die Finanzverwaltung steht unter der Finanzlandesdirektion in Lemberg, der für die direkten Steuern die Steuerinspektorate mit 184 Steuerämtern, für die indirekten Abgaben die 17 Finanzbezirksdirektionen mit

28 Zollämtern sowie die Finanzprokuratur, das Gebührenbemessungsamt, die Landeshauptkasse, das Lottoamt, 5 Tabakfabriken und 12 Salinenverwaltungen unterstehen.

Die Rechtspflege wird in erster Instanz von 2 Landes-, 14 Kreis- und 185 Bezirksgerichten gehandhabt, in zweiter Instanz von den beiden Oberlandesgerichten in Lemberg und Krakau, in dritter Instanz von dem obersten Gerichtshof in Wien.

In Lemberg und Krakau befinden sich Staatseisenbahndirektionen mit 19 untergeordneten Bahnbetriebsämtern. Weiterhin hat die Post- und Telegraphendirektion in Lemberg ihren Sitz, sowie die Gewerbeinspektur, die Eichinspektur mit 34 Eichämtern. Handels- und Gewerbekammern befinden sich in Lemberg, Krakau und Brody. Für das Bergwesen besteht die Berghauptmannschaft in Krakau, mit Revierbergämtern in Krakau, Jaslo, Drohobycz und Stanislau, ferner die Berg- und Hüttenverwaltung in Swoszowice. Für das Forstwesen besteht die Forst- und Domänendirektion in Lemberg, mit 49 Forstverwaltungen.

Die kirchliche Einteilung des Landes zerfällt in das Erzbistum Lemberg mit 2 Suffraganen in Przemysl und Tarnow und das unmittelbare Bistum Krakau für die Katholiken, in das Erzbistum Lemberg mit 2 Suffraganen in Przemysl und Stanislau für die griechisch-katholische Konfession und das Erzbistum Lemberg für die armenische. Die evangelische Kirche hat eine Superintendenz in Biala, 3 Seniorate und 22 Pfarreien, wovon 19 auf die Augsburger und 3 auf die helvetische Konfession entfallen. Auf die israelitische Konfession entfallen 252 Kultusgemeinden.

Eine Galizien eigentümliche Institution ist die des Ministeriums für Galizien. Sie ist auf die frühere gali-

zische Hofkanzlei zurückzuführen, die 1774 errichtet wurde, 1802 in der gemeinsamen Hofkanzlei aufging, und um deren Neueinrichtung 1866 Fürst Sapieha im Namen Galiziens als Wortführer einer vom galizischen Landtag an den Kaiser entsandten Deputation nachsuchte. Die Forderung der Polen, einen Landesminister im Rate der Krone zu erhalten, bildete 1868 eines der Hauptpostulate der galizischen Resolution. Alle mit der Resolution zusammenhängenden Regierungsvorlagen führten stets den Minister, der das Königreich Galizien und Lodomerien im Rate der Krone vertreten sollte, ausdrücklich an. In den Bestimmungen über den Wirkungskreis des Ministers Dr. Ziemialkowski z. B., die kraft einer allerhöchsten Entschliessung von 1873 ergangen waren, wird auf die das Land Galizien betreffenden Angelegenheiten hingewiesen. Der Minister für Galizien nimmt eine von den Landsmannministern — wie der deutsche und böhmische — wesentlich verschiedene Stellung ein. Ihm liegt nicht der Schutz einer Nationalität ob, sondern der Schutz der Autonomie des Landes. Er ist im vollsten Sinne des Wortes Landesminister. Er hat nicht nur die das Land Galizien betreffenden Massnahmen zu überprüfen, sondern vertritt auch reine Reichsangelegenheiten.

Die Amtssprache

Auf Grund der Verordnung des Gesamtministeriums vom 5. Juni 1869 ist Polnisch Amtssprache — mit entsprechender Berücksichtigung des Ruthenischen — bei den staatlichen Verwaltungsbehörden und Gerichten, im inneren Dienst sowohl wie im Verkehr mit Behörden.

Dagegen ist im Verkehr mit den Zentralstellen und den Militärbehörden Deutsch als Amtssprache beibehalten worden.

Auch die Geschäftssprache des Landtags und des Landesausschusses ist Polnisch, vorbehaltlich der Berücksichtigung des Ruthenischen. Auch die äussere Amtssprache des Landesausschusses im Verkehr mit landesfürstlichen Behörden ist Polnisch. Den Bezirks- und Gemeindebehörden steht das selbständige Bestimmungsrecht ihrer inneren Amtssprache zu, sie müssen aber auch anderssprachige Eingaben erledigen.

Unterrichtswesen

Wie schon erwähnt, wurde durch ein Landesgesetz von 1867 Polnisch, beziehungsweise Ruthenisch, als Unterrichtssprache in allen Volks- und Mittelschulen eingeführt. 1873 folgte eine Reorganisation der Volksschulen, die die Zahl derselben beträchtlich erhöhte. Geleitet wird das Schulwesen, mit Ausnahme der Hochschulen, vom Landesschulrat in Lemberg.

1910 gab es 2967 polnische, 2460 ruthenische und 26 deutsche Volksschulen, 56 polnische Staatsgymnasien, 6 ruthenische, 2 utraquistische und 1 deutsches. 19 Privatgymnasien mit Oeffentlichkeitsrecht für Knaben, davon 15 polnische, 2 ruthenische, 3 utraquistische, und 14 für Mädchen, davon 13 polnische und 1 ruthenisches. Endlich bestehen 14 polnische Staatsrealschulen.

Von den 2 Landesuniversitäten wurde die Universität zu Krakau von Kasimir dem Grossen 1364 als die zweitälteste Mitteleuropas gegründet. Sie führt den Namen Jagiellonische Universität, weil sie durch die Stiftung des Polenkönigs Wladyslaw Jagiello und der Königin Hedwig erneuert wurde. Seitdem wurde sie

die Hochburg der Wissenschaften und des geistigen Lebens im Osten. Seit 1870 ist Polnisch Vortrags- und Prüfungssprache.

Die Universität zu Lemberg ist 1661 von dem Polenkönig Johann Kasimir als Jesuitenuniversität gegründet worden. Nachdem 1848 vorübergehend die polnische Vortragssprache wieder eingeführt wurde, wurde 1871, beziehungsweise 1879, das Polnische auch zur Amts- und Prüfungssprache erhoben, mit Berücksichtigung des Deutschen und Ruthenischen. Heute bestehen an der Lemberger Universität neben polnischen auch ruthenische Katheder.

Ausserdem besitzt das Land theologische Lehranstalten, eine kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Krakau, Kunstschulen, zahlreiche Schulen für Musik, Kunstgewerbeschulen in Krakau und Lemberg, gewerbliche Fortbildungsschulen, Handels- und Gewerbeschulen, Seminare für Lehrer und Lehrerinnen, land- und forstwirtschaftliche Schulen, die landwirtschaftliche Hochschule in Dublany, Bergbau- und Tierarzneischulen u. a. m.



Tuchhalle in Krakau, nach der Restaurierung

der in den Tälern verstreuten Dörfer heissen Podhalaner.

An die nackten, in starre Ruhe und tiefes Schweigen gehüllten Felswände klammert sich nur Moos und Flechten. Adler hausen hier und umschweben die Felsblöcke in königlicher Pracht.

Erst an den Rändern der zwischen den steilen Gipfeln still schlummernden, geisterhaft tiefen und an blassen Herbstmorgen mit Nebeln überzogenen Seen ziehen sich die bunten Teppiche der Gebirgsweiden hin. In den niedriger gelegenen Halden (1600 m) wuchert Knieholz und Wacholder, und zaghaft und schüchtern wagt sich hier der Limbabaum (pinus cembra) herauf.

Rasende Orkane, Schneestürme, tosende Bergwinde und Nebelballen wüten im Frühjahr und im Herbst, stürzen sich blindlings in die Täler, alles mit sich fortreissend und unbändig vor sich herfegend. Nur im Sommer wird es wirtlicher, Vieh wird auf die Weide getrieben und Menschen wagen sich hinaus. Sonst ist hier das Reich der Gemsen, der Murmeltiere, der Felsvögel, der Felsschmetterlinge und der zaghaften Limba.

In den tiefer gelegenen, waldigen, sogenannten Riegelbergen wachsen schon Kiefern und Birken, und weiter Lärchen und Fichten im dunkelgrünen Moos, und Heidelbeerstauden.

Am Grunde der hier gelegenen steil abstürzenden Täler schäumen und plätschern reissende Bäche. An den waldigen Rändern des Mittelgebirges wuchert üppiges Farnkraut, dichtes Himbeer- und Heidelbeergestrüpp; Auer- und Birkhähne balzen, und Wölfe, Eber, Hirsche und Luchse sind nicht seltene Gäste.

Am Fusse der Berge blühen die farbentrunkenen Täler. Nadel- und Laubwälder rauschen; in Obstgärten versunken, im Duft der Linden und an schlanke

Birken gelehnt, liegen die Hütten der Bewohner. Störche ziehen auf, Nachtigallen bauen ihre Nester; still und anmutig kauert im Schatten der Linden ein altes Kirchlein aus Lärchenholz.

Schmale Kämme, gezackte Felsspitzen, schauerlich geheimnisvolle Gebirgsseen, gähnende Abgründe und seltsam schöne Täler der aus sagenumwobenen, grauslichen Höhlen sich ergiessenden Flüsse verleihen dem Tatragebirge einen ungewöhnlichen Reiz.

Eine andere Welt.

Amphitheatralisch erhebt sich aus tiefen, mit Felsblöcken übersäten Tälern und Talschluchten die Tatrakette, von dunkelgrünen Wäldern bis über 1400 Meter hoch umhüllt. Bis zu 2600 Meter ragt sie empor.

Die Granitmasse des östlichen Teiles des nach Norden offenen Bogens bildet die eigentliche Hohe Tatra.

Dunkle, schwarze Wälder — Tannen, Kiefern, Fichten und Lärchen, tief eingebettete mystische Seen, schroffe, zerklüftete Granitfelsen und hoch in den Himmel ragende Berggipfel, duftende Almen und blühende Wiesen.

Wenn donnernd und krachend der Sturm tobt, wenn die Bergesspitzen in den letzten Strahlen der Abendsonne erglühen oder an stillen Herbstabenden die Nebel aufsteigen, dann lebt die Tatra.

Dann raunen die Teiche und Seen, dann rauschen die dunklen Wälder, dann flüstern die Wasser im Tal.

Alte, verklungene Gesänge und jauchzende, stürmische Tanzweisen und Legenden aus uralter Zeit, und schauerliche Mären von Raub und Mord, Märchen von Liebe, Sehnsucht und Freiheit.

Diese eigene Poesie der Hohen Tatra, ihre Bewohner (Goralen) und deren Mundart haben einen tiefgehenden Einfluss auf die polnische Literatur ausgeübt.

Die gigantische Grösse der Natur, die Mystik der Seen und Schluchten, die Legenden und Lieder der Goralen, ihre Lebensweise und ihre Bräuche entflammten Mickiewicz und Slowacki, verlockten Goszczynski und Pol; auch die bedeutendsten der modernen Schriftsteller und Dichter Polens — Sienkiewicz, Kasprowicz, Przybyszewski, Zeromski, Reymont, Zulawski u. a. — fanden hier Anregung, und ein Sohn ihrer Berge, Tetmajer, wurde zum Sänger der Tatra, mit der er aufs innigste verwachsen ist.

Ihre in tiefen Schluchten, in abgründigen Tiefen, in stillen Wassern und auf schneebedeckten Gipfeln schlummernden Geheimnisse hat sie ihm erschlossen und geoffenbart, die fröhlichsten und traurigsten Weisen ins Ohr gesungen, und längst verklungene Mären im Rauschen der Tannen und Wogen der Nebel in die Seele geraunt.

Auch in der polnischen Malerei spielt die Hohe Tatra eine ganz bedeutende Rolle, ebenso wie in der Baukunst und im Kunstgewerbe, aus dem sich mit der Zeit ein eigener, einheimischer Stil entwickelt hat, der sogenannte „Tatra“- oder „Zakopaner“-Stil.

Ungefähr am Fusse der Giewontspitze, 1000 m über dem Meer, liegt Zakopane, das Zentrum der Tatra, von dem aus der Blick das Innere der Berge umfassen kann. Aus dem anspruchslosen und in seltsamer Schönheit gelegenen Gebirgsdorf ist ein weltbekannter Kurort geworden, der aber trotzdem nichs vom landschaftlichen Zauber eingebüsst hat.

Entlang der Grenze zwischen Galizien und Ungarn, vom Jablunkapass bis zum reissenden Czeremosz, ziehen sich als Scheidewand die waldigen Höhen des eigentlichen karpathischen Waldgebirges hin. Senkrechte Sandsteinfelsen von blaurosa Färbung — die Pieninen — schliessen die mit dunkelgrünen Wäldern bedeckten Ufer des wilden Dunajec ein, erheben sich bis zu 1300 Meter und fallen gegen die Quellen des Wislok, der Wisloka und des San ab. Der bequemste und niedrigste Pass — die durchschnittliche Passhöhe beträgt 1000 m — zwischen Ungarn und Galizien ist der Duklapass.

Als Abschluss der runden Kuppen des östlichen höchsten Beskids, die mit frischem, saftigem Almgrün bedeckt sind, ragt die Czarna Hora (Schwarzer Berg) — von den Pruthquellen bis zum Czeremosz an der Bukowinagrenze — mit ihren neun Gipfeln majestätisch in tiefer Einsamkeit empor.

Still und ernst ziehen sich hier meilenweit — endlos — die schwarzen Wälder der Czarna Hora hin, von Karpathenzedern und Kornelkirschen durchwirkt.

Nur das Kreischen der Raubvögel, das Murmeln der Bäche und das zischende Schäumen der Wasserfälle stören die starre Ruhe.

Ein verwunschener, weltentrückter Hain voll Grauen und voll tiefer Geheimnisse, die die Winde von Berg zu Berg tragen, die von den Wipfeln der Bäume in die schauerhaften Schluchten hinabgleiten, wo sie verstummen, bis ein klarer Quell sie wieder hinausträgt und bis sie wieder klagend durch die Urwälder rauschen.

Hier, an der Grenze Polens, Ungarns und der Moldau, hausten früher gefährliche Räuberbanden, raublustige und beutegierige Huzulen, und bedrohten un-

ter Anführung verwegener Häuptlinge die Dörfer und Höfe der Herren und die vorbeiziehenden Kaufleute.

Plötzlich tauchten sie aus den Schluchten auf und verschwanden wieder mit reicher Beute im Versteck. Nur ihre Landsleute verschonten sie, ja sie gewährten ihnen sogar jederzeit Schutz und Zuflucht, und heute noch werden sie von den Huzulen gepriesen und besungen.

Einer der tapfersten und ehrwürdigsten unter ihnen, Dobosz, gilt deshalb heute noch als Volksheld, als edler, mutiger Beschützer der von harten Frondiensten Bedrängten, der Armen und Hilflosen, und lebt in verschiedenen Sagen und in vielen Volksliedern fort.

Die Nordwestgrenze Galiziens bildet die Weichsel, in die die Biala, Sola, Skawa, Skawina, Raba, der mächtige Dunajec, die Wisloka, der San von den Karpathen und der Bug von dem Lemberger Plateau her münden.

Inmitten vieler alter Flussbetten rollt die tückische Weichsel, die im Winter für zwei bis zweieinhalb Monate zufriert.

Tosend sprengt sie im Frühling die Eisdecke und gefährdet bedrohlich die Niederungen. Mit ungeheuerlichem Krachen wälzen sich die Eisschollen und türmen sich zu Bergen, überfluten und zerfetzen die Dämme, und brausend stürzen sich die Wasser über Saaten und Fluren.

Dreimal im Jahr überschwemmt der Fluss die Niederungen. Das erste Mal im Frühjahr, bei der Eis- und Schneeschmelze, — Krakowek heisst die Ueberschwemmung; das zweite Mal zu Johanni, wenn der Regen

einsetzt und auf den Bergen der Schnee schmilzt; das dritte Mal zu Jakobi, im September.

Die 1873 begonnenen Regulierungsarbeiten haben wegen Mangel an grösseren Fonds den Strom noch nicht zu bändigen vermocht, und nur langsam schreiten die Arbeiten vorwärts.

Wenn sich der entfesselte Strom beruhigt hat und das Eis geschmolzen ist, dann kommen Holzflösse den Fluss herab. Vom Morgengrauen bis in die finstere Nacht hinein schwimmen die Flösse auf dem breiten Wasser und geben ihm ein ganz eigenartiges Gepräge. Rote Feuer flackern abends auf, lustige Weisen erschallen den Fluss entlang, und wenn am Ufer die Aveglocken in einer Barbarakapelle läuten, dann verstummen die Lieder, und entblössten Hauptes beten die Weichselschiffer für die Seelen derer, die in den Fluten der Weichsel den Tod gefunden.

An jeden Fluss, an jeden Bach, an jeden Ort knüpfen sich Sagen und Legenden aus uralter Zeit. An langen Winterabenden erzählt sie sich das Volk.

Von der Entstehung des mächtigen, mit meisselnder Kraft dahinströmenden Dunajec, an dem sich hier und da grundlose, mit Krummholz bewachsene Torffelder hinziehen und in dessen Tiefen an klaren Nächten gespenstisch der Mond sich hineinwagt, geht die Sage, die heilige Königin Kinga hätte, vor den Tataren fliehend, die ihr schon auf den Fersen waren, ihren Gürtel hingeworfen; im selben Augenblick begann, wie ein silbernes Band sich windend, der Dunajec zu schäumen und hielt die Verfolger auf. Bald überschritten sie aber den Strom. Da warf die Königin ihren Stab fort, und ein mächtiger Wald wuchs auf der Stelle empor. Als auch dieser die Horde nicht aufhalten konnte, warf die Königin ihre Krone

vom Haupt, ein königlicher Gebirgszug erstand in majestätischer Pracht: die Tatra, und rettete die Königin.

Nach dem Zusammenfluss des aus dunklen Höhlen und Grotten entspringenden Czarny Dunajec (Schwarzer Dunajec) und des in schäumenden Kaskaden in Zakopane abstürzenden Bialy Dunajec (Weisser Dunajec) bei Nowy Targ (Neumarkt) treibt der Dunajecstrom, der reissendste Galiziens, seine Wogen ostwärts und tobt zwischen den zerrissenen Zacken der rosigen Pieninen, sich von Fels zu Fels windend.

Bei Stary Sacz (Alt-Sandec) strömt ihm der Poprad zu, nachdem er sich mühevoll in den Bergen ein Bett gemeisselt.

In seinem reizvollen Tal liegen bekannte Kurorte — links in einem tief eingeschnittenen Kessel Szczawnica und rechts weiter östlich Krynica — und Quellen von ausserordentlicher Heilkraft sprudeln hervor.

Dicht bei Krynica erhebt sich der Jaworzyna-Berg, auf dessen Kamm inmitten von grünen Zwergbuchen der sogenannte Teufelsstein auf scharfer Spitze ruht und breit auswachsend hoch emporragt.

In den zweiten Hauptstrom Galiziens, den am nördlichsten Abhang des breiten Beskids entspringenden Dnjestr, münden reissende Gebirgsströme: Stryj, Swica, Lomnica, Bystrzyca, links die Wereszyca, Zubrza, Swirz, die beiden Lipa, Strypa, zwischen Steilwänden der Seret und an der russischen Grenze der Zbrucz. Sie bilden in ihrem Laufe eine Kette von Seen und Teichen.

Zwischen teilweise niedrigen Ufern fliessend, überschwemmt der Dnjestr alljährlich die anliegenden Dörfer und Städte, vernichtet Wege und Strassen und reisst die Feldfrüchte mit sich fort.

Von den kalten Quellen des Stryj bis zu den Quellen des kristallklaren Czeremosz zieht sich der Czarny Las (Schwarzer Wald) dicht mit Fichten bewachsen hin. Auf seinen Kuppen grünen mit üppigem Gras bedeckte Wiesen und Almen.

Unterhalb Horodenka bildet der Dnjestr die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina, und zwischen Onut und Okopy die Grenze zwischen dem galizischen Podolien und Bessarabien.

Die Wasserscheidelinie Galiziens geht vom mittleren Beskid aus, umfasst das Hügelland zwischen dem San und dem Dnjestr und senkt sich in die Buger Niederung.

Vom nördlichen Fusse der Karpathen ausgehend erstreckt sich ein Bergland, das allmählich in ein fruchtbares Hügelland übergeht, um sich teilweise in eine Hochebene, mit sandigen Niederungen an den Flusstälern auszubreiten. Die ausgedehnte Ebene des nördlichen Galiziens wird durch niedrige Hügelreihen und durch die „Podolische Hochebene", welche den Knotenpunkt des uralischen Gebirgssystems für Galizien bildet, unterbrochen.

Nach Süden neigen sich grenzenlose Flächen am Seretfluss bis zu den Steppen der Ukraina.

Die Steppe!

Ein winziger Rest aus längst vergangenen Zeiten. Eigentlich nur eine Erinnerung an verklungene ukrainische Lieder und Dumen (ukrainische Volkslieder),

an tollkühne Helden. Denn schon ist tief ins Herz der Steppe die Kultur eingedrungen und hat den schweren, schwarzen Boden in fruchtbare Aecker verwandelt.

Ein üppiger, mit Heu, Disteln, Heidekraut, Lychnis, Thymian, Kampanulen durchwirkter Teppich — so weit das Auge reicht.

Ein blühendes, wogendes Meer, ein Land der Freiheit und der Träume.

Starr schweben in der Glut der Mittagssonne und in dem berauschenden Blütenduft Trappen in der Luft, und Bienenschwärme summen durch die blassroten Disteldolden, und Zieseln und Hasen tummeln sich im Dickicht.

Mit Feuer und Schwert ist die Geschichte der Steppe geschrieben.

Durch diese blumigen, reichen Fluren zogen einst die blutrünstigen Horden des Ostens gegen Polen, und der schwarze, schwere Boden ist mit Blut getränkt.

Zahlreiche Grabhügel zeugen vom Heldenmut der Verteidiger des heimatlichen Bodens, der Verteidiger westlicher Kultur und Gesittung.



Bauer in gesticktem Mantel

Bauer aus Lobzow

Galizien ist das am dichtesten bevölkerte Kronland der Monarchie. Die Bevölkerungszahl beträgt 8 025 675 Seelen, das ist 28 Prozent der Gesamtbevölkerung Oesterreichs. Pro Quadratkilometer entfallen 102,3 Einwohner. Der westliche Teil Galiziens ist durchweg polnisch, der östliche ist stark mit ruthenischem Element durchsetzt, obwohl dieses sich auf das platte Land beschränkt, während die Städte Ostgaliziens vorwiegend polnisch sind und einen ausgeprägten *polnischen* Charakter tragen.

Der Nationalität nach verteilt sich die Bevölkerung folgendermassen:

Polen	4 672 500
Ruthenen	3 208 092
Juden	871 895
Deutsche	90 114

Hiervon entfallen:

für Westgalizien		für Ostgalizien	
Polen	2 560 820	Polen	2 111 680
Ruthenen	75 551	Ruthenen	3 132 541
Deutsche	25 571	Deutsche	64 543

Die Juden sind nach ihrer Muttersprache teils den Polen, teils den Deutschen zugeteilt. Ganz wenige nur den Ruthenen.

Der Beschäftigung nach ergeben sich für die Gesamtbevölkerung Galiziens prozentualiter folgende Zahlen:

Ackerbau	76,82	Proz.
Industrie	9,01	„
Handel	7,81	„
Andere Gewerbe	6,36	„

Die Einwohnerzahl der Haupt- und grösseren Städte beziffert sich: Lemberg 220 000, Krakau 168 000, Przemysl 57 000, Kolomea 45 000, Tarnow 38 000, Drohobycz 39 000, Tarnopol 35 000, Stanislau 34 000, Stryj 33 000, Neu Sandec 27 000, Rzeszow 26 000, Jaroslau 25 000, Podgorze 24 000, Sambor 21 000.

Das Verhältnis der beiden Hauptnationalitäten fällt annähernd mit den Ziffern der beiden katholischen Konfessionen, nämlich der römisch-katholischen (Polen) und der griechisch-katholischen (Ruthenen) zusammen. Die Zahl der Griechisch-Orientalen beträgt 2850, die des evangelischen Bekenntnisses 37 140. Erwähnenswert ist, dass die Hauptstadt des mit Ruthenen stark durchsetzten Ostgaliziens, Lemberg, 85,8 Proz. Polen 10,8 Proz. Ruthenen, 2,9 Proz. Deutsche aufweist.

Die Polen.

Die drei polnischen Volksstämme, die Krakowiaken, die Masuren und die Goralen, unterscheiden sich ganz wesentlich voneinander, vor allem in Tracht und Sitten.

In den sonnendurchglühten Ebenen Krakaus, in den mit Schlössern und Burgruinen geschmückten und durch üppige Vegetation ausgezeichneten Tälern Westgaliziens wohnen die Krakowiaken und die Masuren. Auf den Gebirgshalden und in den Bergen die Goralen.

Die Polen sind ein mittelgrosser, kerniger, arbeitsamer Menschenschlag. Mit der Natur aufs innigste verwachsen, passt der polnische Bauer ihr seine Lebensweise und seine Sprache an. Fast jeder Satz, den er ausspricht, enthält einen Vergleich aus der ihn umgebenden Natur und weist poetische Schönheiten auf, die in der Sprache anderer Volksstämme unbekannt sind; ebenso sind seine Lieder und Weisen von ungewöhnlichem Zauber und Reiz.

So hat denn der polnische Bauer, den schon die polnischen Romantiker in Volksliedern und Volksmotiven in die Dichtung eingeführt haben, in den letzten Jahrzehnten feierlich in die polnische Literatur Einzug gehalten, wie überhaupt das Bauerntum eine ganz besondere Stellung im polnischen Volksorganismus einnimmt. Viele berühmte Namen weist die polnische Dichtung auf, die unmittelbar aus dem Bauerntum hervorgegangen, und andere, die aufs innigste mit ihm verwachsen sind.

Der anderswo ersehnte Traum, die anderswo geschmacklos anmutende Pose, ist hier, speziell in Galizien, Wirklichkeit geworden.

Der Dichter, der hinter dem Pflug schreitet und seinen Acker bestellt.

Wie tief das Bauerntum hier einwirkt und wie aufrichtig und wahrhaft, ohne jede Pose, es aufgefasst wird, davon zeugen die seinerzeit viel besprochenen Heiraten polnischer Künstler und Dichter mit jungen Bauernmädchen.

Einer der Grössten, Stanislaw Wyspianski, Lucian Rydel und der Maler Wladimir Tetmajer nahmen sich einfache Bäuerinnen zu Frauen, nicht um einer Pose zu genügen, nicht um einer modernen Schwärmerei Ausdruck zu geben, — nein, um bewusst in das innigste Verhältnis zum Bauerntum zu treten, um sich aufs innigste mit der heimatlichen Erde zu verbrüdern und in sie hineinzuwachsen, um die von ihnen verfochtene Idee in die Tat umzusetzen unter Einsetzung der ganzen Persönlichkeit, um die Träume der Romantiker: „mit dem polnischen Adel das polnische Volk“ zu erfüllen, um Glück und Leben mit der heimatlichen Scholle und dem in ihr festgewurzelten Bauerntum zu verweben.

Tief hat sich der Bauer, der bis zu den Teilungen Polens ein ganz untergeordnetes Glied der polnischen Gesellschaft bildete, in das ganze Polentum eingeprägt und spielt auch seit den letzten Jahrzehnten eine ausschlaggebende politische Rolle. Trotzdem hat er sich aber seine ursprüngliche Naivität, seinen treuen, festen Glauben und seine Poesie bewahrt. Dem heimatlichen Boden, dem er entwachsen, ist er treu geblieben, der heimatlichen Scholle gilt seine Liebe und seine Sehnsucht, sie ist ihm einziger Lebenszweck.

Mit der Erde lebt er, mit ihr freut er sich, wenn er in ihren warmen Schoss die Saat streut und wenn er die reifen Früchte erntet.

Monoton und doch so innig klingt sein Gesang, der seinem Boden gilt, den in sonniger Glut golden wogenden Kornfeldern, den farbentrunkenen Wiesen und den rauschenden Wäldern, die seinem Lied Zuflucht gewähren und ganz leise die Echos seiner Rufe verklingen lassen.

Trotz aller Probleme, die nunmehr, da er auch als politisches Element ins Leben gerufen wurde, an ihn herantreten, trotz seines Bewusstseins, dass er einen wesentlichen politischen Faktor darstellt, ist er ein Stück des heimatlichen Bodens geblieben, der ihn umgebenden Natur und der Naturgewalten; mit allen Fasern hängt er am Glauben seiner Väter, an alten Traditionen und Gebräuchen. Seine Sagen und Legenden, seine Lieder und Weisen, seine Tracht hat er sich treu bewahrt. Ein urwüchsiger Volksstamm.

Dass die hervorragendsten polnischen Dichter mit ganz besonderer Vorliebe aus dem Bauerntum ihre Motive wählen, dass Dichter und Komponisten nach Volksliedern ihre Saiten stimmen, ist also erklärlich.

Hier ist unerschöpfliche, echte, wahre Poesie, hier ist noch im 20. Jahrhundert echte, wahre, von Kultureinflüssen unberührte Romantik.

Den vollkommensten Ausdruck des polnischen Bauerntums gab Stanislaw Wyspianski — eines der stärksten polnischen Talente, eines der stärksten Talente der Gegenwart überhaupt — in seiner Dichtung „Wesele“ (Hochzeit). Mit wundersamer Symbolik wird in wuchtigen Rhythmen der polnische Bauer und das seelische Verhältnis des Polentums zu ihm gestaltet, mit einer gedanklichen Tiefe, dichterischen Kraft und in

einer Reihe von Szenen von ungeahnter suggestiver Macht, wie keine andere Literatur sie aufzuweisen hat.

Auch die anderen Künstler, um nur Kasprowicz, Zeromski, Przybyszewski, Tetmajer und Reymont zu erwähnen, sie alle wurzeln tief im Bauerntum, sind zu Offenbarern der Bauernseele und zu Dichtern des polnischen Dorfes geworden.

Dieses polnische Dorf, dieser heimatliche Boden, liess jene gewaltigen, den Jammer und das Ringen der ganzen Menschheit besingenden Hymnen Kasprowiczscher Lyrik entstehen, erschütternd und niederschmetternd.

Mächtige, tiefe Akkorde eines fernen, nie verklingenden Chorals.

Im gewaltigen, breit dahinfliessenden Rhythmus von der ganzen Menschheit dumpf schluchzend und keuchend gesungene Psalmodien von ewigem Elend, von ewiger Not.

Von allem Schmerz der Erde, von allen Qualen der Seele, von der Sehnsucht nach dem Guten, nach Gerechtigkeit.

Eine Symphonie der menschlichen Tragödie.

Endlich, inmitten dieses erschütternden Gesanges erklingt leise und süss — schon fern von Schmerz und Leid, — erlösend — das Abendlied, die Melodie der Hirtenflöte.

Wenn die letzten Strahlen der Abendsonne in purpurner Pracht die Erde mit glutvollen Farben überfluten und die blauen Wälder durchglühen, die Wipfel kosend, den weichen Moosgrund noch einmal

vor Einbruch der Nacht erwärmend und die Felder mit rötlich violetten Nebeln überschüttend, dann singt die Hirtenflöte, dann läuten die Glocken der Dorfkirche in sanften Molltönen das Ave, und über das polnische Dorf strömt ein ganz seltsamer Zauber hernieder.

Ueber die welken Blätter auf den Dorfwegen und auf dem Moos der Wälder, über einsame, endlos braune Heiden, über die ruhenden Aecker und die weiten, stillen Felder schreitet die Sehnsucht.

Die Trauerweiden und die mit goldenem, welkendem Laub bedeckten Birken rauschen wehmütig und klagend, wie die Saiten irgendwo in der Ferne klingender Harfen.

Die Hirtenflöte singt, und die Aveglocken läuten. Golden leuchtet's im üppigen Tal, und wehmütige Träume zaubert das Abendrot hervor.

Der polnische Herbst.

Zwischen wogenden, goldenen Fluren und blumigen Wiesen führt, inmitten von endlosen Ebenen, die Landstrasse zum Dorf, — an jeder Kreuzung, an jeder Biegung ein Christus oder eine blumengeschmückte Madonna; die Vorbeigehenden entblössen andächtig das Haupt, das Ave flüsternd.

Wie ein Hain sieht das Dorf von weitem aus. Im Schatten duftender Lindenbäume und uralter Kastanien, an hohe, mächtig verzweigte Pappeln gelehnt, in sorgenloser Stille liegt es da. Aus dem Grün ragt der Kirchturm empor, im Park versinkt das Herrenhaus, und an der Strasse liegen die Häuser der Bauern, durch einen kleinen Blumen- und Gemüsegarten von ihr getrennt.

Hier und da findet man noch alte, ehrwürdige Kirchlein aus Lärchenholz, mit Schindeln gedeckt

und von schattigen Wegen umringt; sie geben dem ganzen Dorf ein wunderbar heimisches Gepräge von einer künstlerischen Einfachheit, einer Anmut und Seelenruhe, wie sie sonst kaum ein anderes Dorf aufweist.

Ein schwerer, berauschender Blütenduft mischt sich mit dem würzigen, frischen Erdgeruch und legt sich über das ganze Dorf, — eine seltsame Stimmung.

Die Melancholie des leise zur Erde fallenden Herbstlaubes, der abends von den Wiesen aufsteigenden Nebel und der mystisch in schwülen Nächten rauschenden Wälder und säuselnden Halme.

Und wenn der Winter vorüber ist und die Weiden an den Bächen ergrünen und kristallklar das Wasser dahinschäumt, wenn die Erde wie aus einem langen Schlaf tiefatmend aufwacht; und wenn der Frühling vorbei ist und die üppigen, weissen und lila Fliederdolden verblühen und die Sonne langsam einzieht, dann jauchzt's und schillert's im Dorf. Bunte Bänder flattern, farbige Mieder schimmern.

Sengende Gluten schleudert der Himmel zur Erde. Erntezeit. Musik. Frische Lieder und Tanz.

Stolz wiegen sich die Pfauenfedern an den „Krakuskas", und keck stampfen die eisenbeschlagenen Stiefel. Glühender wallt das heisse polnische Blut.

Heimgefahren wird die reiche Ernte, und dann geht's zum Tanz. Blütentrunken und schwer ist die Nacht. Musik erklingt. Die lustigen Weisen der Krakowiaks erfüllen die schwüle Luft.

Die ganze Welt will man umfassen, auf einmal alle Energien hinausschleudern.

Leidenschaft erwacht, der Jähzorn bricht sich manchmal Bahn und wilde Freude und Lust.

Ein Toben bis in den Tag hinein; wenn es

ein Sonntag ist, dann nimmt das Dorf sofort ein gar feierliches Gewand an. In geputztem Sonntagsstaat geht's zur Kirche. Ein farbenschillerndes Band zieht sich den sonnendurchglühten Dorfweg entlang. Die Kirchenglocken läuten, und andächtig bewegt sich der Zug in bunter Pracht.

Und wenn die wogenden Felder abgemäht sind und alle Frucht in die schützenden Scheunen eingefahren, dann rückt das Erntefest heran.

In festlichem Schmuck, Erntelieder singend, begibt sich ein stattlicher Zug von Schnittern und Schnitterinnen zum Herrenhaus, zum Edelhof, um dem Besitzer einen Kranz aus Getreide und Feldblumen zu überreichen und ihn zur glücklichen Ernte, zur reichen Frucht zu beglückwünschen. Mit Gaben beschenkt, geht's wieder zum Tanz, und bis spät in die Nacht, bis in den Tag hinein erklingt das Dorf von frohen Weisen und lustigen Liedern.

Der richtige Typ, der das meiste vom Althergebrachten ehrfurchtsvoll bewahrt hat, ist der Krakauer Bauer und der podolische Bauer.

Aus tiefer, aufrichtiger Religiosität entspringen viele Eigenschaften dieser Bauern, die sie ethisch anderen Völkern überlegen machen. Laster, Verbrechen, Meineid kommen nur äusserst selten vor. Eine bewundernswerte seelische Gesundheit zeichnet sie aus. Es wäre aber falsch, hieraus auf Mucker zu schliessen. Nein, — der seelischen Gesundheit entspricht im vollen Masse die körperliche Kernigkeit, Heiterkeit und ausgelassene Fröhlichkeit, nur mit einem leisen Unterton von Wehmut.

„Do tanca i do rozanca," zum Rosenkranzbeten und zum Tanz taugen, bedeutet ein besonderes Lob. Musik und Tanz füllen einen grossen Teil des Lebens aus.

Jauchzend muss die Melodie sein, die Dielen müssen krachen und Funken sprühen der Boden unter den mit eisernen Hufeisen beschlagenen Stiefelabsätzen, wenn der Krakowiak erklingt. Und Gelegenheiten hierzu gibt es genug. Die üppigen, bei wohlhabenden Bauern mehrere Tage währenden Hochzeiten, die Taufen und die Jahrmärkte.

Auch sonst gibt es sonntags im Dorfe Musik und Tanz, dass der Schweiss in Strömen fliesst und die Wände dröhnen. — Oft laufen ja diese Feste nicht ohne Raufereien ab. Das leicht erregbare und jähzornige Temperament geht durch, aber nicht lang währt der Zorn. Reue und der heisse Wunsch, das in plötzlicher Aufwallung angetane Unrecht wieder gutzumachen, setzen sehr bald ein.

„Gast ins Haus, Gott ins Haus," — mit offenen Armen wird jeder Gast empfangen und aufs herzlichste bewirtet, selbst wenn er das erste Mal als Fremder das Haus betritt. Bei jeder Familienfeier, bei kirchlichen Festen, die nach althergebrachter Sitte begangen werden, versammeln sich ausser den nächsten Angehörigen des Gastgebers eine Menge Gäste, die alle gleich herzlich und gleich freudig bewirtet werden.

Die polnische Gastlichkeit ist keine leere Phrase, — in Palästen und in Hütten wird sie überall gleich herzlich geübt.

Die charakteristischsten Merkmale des polnischen Bauern finden sich am deutlichsten bei den Krakowiaken vor. Auch ist deren Tracht ganz besonders schön. Keck über das rechte Ohr gedrückt eine viereckige Kappe (krakuska, rogatywka) aus karmoisinrotem

Tuch, mit Schafpelz verbrämt, ein Büschel Pfauenfedern und wogende Bänder an der Seite. Oder ein hoher, mit einem Samtband geschmückter Hut, der vielfach getragen wird, aber nicht in dem Masse dem Charakter des Krakowiaken entspricht wie die Krakuska. Ein leinenes Hemd mit Umlegekragen und anliegenden, von roten Bändchen zusammengehaltenen Aermeln, darüber ein tiefblaues Wams mit rotem oder grünem Besatz und Quasten, rotblau gestreifte Beinkleider, die in hohen Stiefeln stecken. Die Absätze sind mit Eisen beschlagen. Um das Wams ist ein lederner, mit Messingbeschlägen reich verzierter und bunt bestickter Gürtel geschnallt. Ein weisser, offener, mit roten Stickereien und einem hohen Kragen geschmückter Tuchmantel dient als festtägliche Ueberkleidung.

Auch die Tracht der Frauen und Mädchen ist in ihrer Farbenpracht schön und anmutig. Ueber dem mit ponceauroter Wolle reich bestickten Hemd ein mit Messingplättchen und Perlen besticktes Mieder aus grellem Kamelott oder schillerndem Atlas. Der bunte, faltige Rock reicht bis an die Knöchel. Den Hals schmücken viele Ketten bunt schillernder Perlen und blutigroter Korallen. Auf dem Kopfe ein geschickt gebundenes rotes, rosa oder grünes Tuch. Die Frauen tragen meist kurz geschnittenes Haar, die Mädchen tragen es in schwere Zöpfe geflochten, an denen viele bunte Bänder flattern.

Zur Winterszeit tragen die Männer weisse, die Frauen mit blauem Tuch überzogene Schafpelze.

Auch mit der polnischen Geschichte sind die Krakowiaken, deren Tapferkeit und Tollkühnheit seit jeher bekannt ist, besonders eng verknüpft.

Jene Sensenmänner, die sich in des Vaterlandes ernster Stunde um den Nationalheld Kosciuszko ge-

schart haben, waren Krakauer Kinder. Die Nationalhymne singend, stürmten sie, nur mit Sensen bewaffnet, russische Batterien, und der Ansturm russischer Kürassierregimenter zerschellte schmählich an der einzig in der Geschichte dastehenden Tapferkeit und Waghalsigkeit der Krakussen.

Berittene Krakussen-Banderien waren es, die Kaiser Franz Josef im Herbst 1879 in Galizien das Geleit gaben, und Krakussen-Banderien huldigten dem greisen Kaiser in Wien 1908, — von allen bewundert und angestaunt.

Anders in Charakter und Tracht sind die in der Ebene zwischen dem San und der Weichsel wohnenden Masuren. Es mangelt ihnen der grosse, fröhliche Zug, die Keckheit und die Energie. Der Kleidung mangelt die Farbenpracht. Ein aus braunem Tuch hinten in Falten gelegter und mit schwarzen Schnüren verbrämter Rock ist die gewöhnliche Tracht. Ein glatter, schwarzer Gürtel als Umschnallung. Eine weisse Pelzmütze schützt den Kopf.

In den verschiedenen Gegenden und Landesteilen des ehemaligen Polens weichen die Trachten heutzutage oft sehr voneinander ab. Die alten Bräuche und Sitten dagegen, die meist mit kirchlichen Feiertagen und Familienereignissen zusammenhängen, hat das ganze polnische Bauerntum mit unwesentlichen Unterschieden aufrechterhalten, pflegt sie mit religiöser Andacht und lässt sich durch nichts von dem Althergebrachten abbringen.

Unter besonderem häuslichen Zeremoniell wird der Heilige Abend, die „Vilja“, begangen. In weihevoller

Stimmung setzt man sich, wenn die Dämmerung einbricht und der erste Stern aufgeht, im engsten Familienkreis zur Fastenmahlzeit. Unter der weissen Dekke der Tische liegen Heu, Halme und Körner — eine Erinnerung an die Geburt Christi in einem Stall, — die Ecken des Raumes sind mit Tannenreisig geschmückt. Vor der Mahlzeit werden geweihte Oblaten untereinander geteilt, man beglückwünscht sich und verzehrt sie dann. Selbst den Tieren und dem Vieh wird an diesen Tagen das Beste vorgesetzt.

Nach dem Mahl werden Weihnachtslieder angestimmt, und weithin übers Dorf hinaus verkünden die Klänge Christi Geburt, bis Mitternacht herannaht und alle feierlich zur Mette aufbrechen. Lustiger Gesang strömt von der Orgel des Dorfkirchleins herab, wie Tanzweisen mutet er an. „Christ ist geboren . . ."

Mit ähnlicher Feierlichkeit wird Ostern begangen. „Resurrexit sicut dixit, alleluja!"

Nach den langen, streng beobachteten Fastenwochen gelten diese Feiertage in erster Linie dem Essen. Die Tische biegen sich unter der Last der vom Pfarrer am Karsamstag geweihten Speisen, Kuchen und Getränke, des „Swiecone" (das Geweihte). Der ärmste Bauer gibt sein Letztes hin, um das „Swiecone" reichlich zu gestalten. Zu Ostern werden geweihte Eier von der Hausfrau verteilt und unter Beglückwünschungen verzehrt.

Am zweiten Feiertag herrscht Aufregung und Leben im Dorf. Alter Sitte gemäss beschüttet man sich gegenseitig mit Wasser. Mit Eimern, Spritzen, Kannen und Krügen tummeln sich Knechte herum und warten, bis vor irgendeiner Tür eine Magd sich zeigt, die dann ihrerseits dem Angreifer gehörig heimzahlt. Das ist der „Smigus".

Ein Krakau eigentümliches Fest ist die „Rekawka" am dritten Feiertag, an der sich die ganze Stadt beteiligt. Von den steilen Kalkabhängen der Krzemionka Höhen werden die Reste vom „Swiecone", Eier, Brot, Obst und Kuchen, zu der untenstehenden Menge hinabgeschleudert, die jubelnd und schreiend sich darum balgt. Wahrscheinlich eine Erinnerung an ein heidnisches Frühlingsfest.

Auf diesen Höhen befindet sich nämlich ein zum Andenken an den mythischen Gründer Krakaus, Krakus, aufgeworfener Hügel, der seinerzeit als Opferaltar gedient haben mochte. Der Name der Rekawka (von reka, die Hand, und rekaw, der Aermel,) stammt von der Ueberlieferung, das dankbare Volk habe vor Jahrhunderten, in den Händen und Aermeln Erde zusammentragend, dem Stadtgründer diesen Hügel aufgeworfen.

Ein zweites, Krakau eigentümliches Fest fällt in die Oktave des Fronleichnamsfestes: der „Lajkonik" oder der „Konik Zwierzyniecki" (das Pferdchen von Zwierzyniec).

Mit Sang und Klang, unter Trommelwirbel und Paukenschlag, setzt sich in der Vorstadt Zwierzyniec ein Zug in Bewegung, in dessen Mitte ein orientalisch aufgeputzter Mann auf einem hölzernen Pferd einherreitet, einen Stab in der Hand, mit dem er rechts und links Hiebe austeilt. Vor dem bischöflichen Palast in der Stadt angelangt, lässt er sein Ross tummeln, reitet verwegen auf die gaffende Menge und den ihm folgenden Tross ein, wird beschenkt und kehrt wieder in die Vorstadt zurück. Der Volksüberlieferung nach soll dieses Fest eine Erinnerung an einen geschichtlich unbekannten Sieg der Zwierzyniecer über die Tataren sein, die am Fronleichnamstag in Krakau eingedrungen wa-

ren. Wahrscheinlich ist aber der Ursprung dieser Volksbelustigung in heidnischer Zeit zu suchen, in der Sage vom Ritt des Gottes Swiatowit um die Erde.

Die meisten heidnischen Elemente sind noch in dem Fest des „Sonnenstillstandes", des „Kupalo", in der Johannisnacht — an anderen Orten am Vorabend des Pfingstfestes — zu finden.

Hoch auflodernde Feuer umstrahlen das ganze Land. Aecker, Felder, Berge und Wiesen senden ihre Flammen zum Himmel empor. Phantastische Gestalten eilen mit brennenden Reisern umher, Gesang ertönt. „Sobotki" heissen die Feuer und auch die Volkslieder, die bei diesem Fest, beim Tanz und beim Ueberspringen der Feuer gesungen werden.

Die Mystik, die diesem Feste zugrunde liegt, erlangt noch weit höhere Bedeutung durch den Glauben, dass in der Johannisnacht das Farnkraut blüht; wem es gelingt, die Blüte um Mitternacht zu pflücken, dem sind Reichtümer beschieden.

In derselben Nacht werfen Mädchen Kränze in den Fluss, Jünglinge fischen sie auf. Ganz bekränzt und blühend erscheint die Weichsel in dieser schwülen Nacht. Jedem Kranz wird still der Wunsch beigegeben, ein Auserwählter möge ihn auffangen. Gelingt es, so ist das ein gutes Zeichen. Die beiden sind füreinander bestimmt.

An die kirchlichen Feste schliessen sich Familienfestlichkeiten nach alter Sitte und ehrwürdigem Brauche an.

In besonders strengen Formen und meist mit einem ungewöhnlichen Aufwand wird das Hochzeitsfest ge-

feiert, das je nachdem einen, zwei Tage, manchmal auch zwei Wochen dauert und in genaue Abschnitte, in bestimmte Handlungen eingeteilt ist.

Nach dem vorbereitenden Zeremoniell der Freier im Elternhaus der Braut wird die „Druzyna", der Hochzeitszug, zusammengesucht, für die Braut und den Bräutigam, und eine Schar von Musikanten wird herbeigeholt. Jetzt begeben sich die Brautleute, der Bräutigam meist zu Pferde, ein weisses Tuch schwingend, von der berittenen Druzyna gefolgt, zu Bekannten und Verwandten, um sie zum Feste einzuladen und ihren Segen zu erbitten.

Nach den darauf folgenden, meist mehrere Tage in Anspruch nehmenden, von Gesang und Musik begleiteten symbolischen Vorbereitungen im Hause der Braut und des Bräutigams, bei denen unter anderem zwei Mädchen aus der Druzyna dem Bräutigam ein mit Bändern und Myrten geschmücktes Hemd überreichen, kann die Trauung stattfinden.

Auf blumengeschmückten, umlaubten Wagen, inmitten der galoppierenden Druzyna, geht's in wahnsinnigem Tempo zur Kirche.

Alle Dörfer, durch die der Hochzeitszug hindurchsaust, begrüssen die Hochzeitsleute mit Musik und Gesang. Ein farbenschillerndes Bild durchfliegt die Landstrasse. Bunt flattern die Bänder an den Krakuskas der Männer, an den Zöpfen der Mädchen, im Winde wehen die weissen, rot bestickten Mäntel der Begleiter, die Korallenketten funkeln in der Sonne, und die messingbeschlagenen Gürtel klirren und glänzen. Ein prachtvolles Bild — echt und wahr und ungekünstelt. Die berühmte Krakauer Hochzeit.

Nach der kirchlichen Trauung geht's im Galopp wieder nach Hause. Symbolische Zeremonien folgen, Ge-

sang und Tanz und üppige Mahlzeiten. Der Neuvermählten wird die Haube aufgesetzt, zum Zeichen, dass sie sich nicht mehr als Mädchen, sondern als Frau fühlen müsse; an manchen Orten werden ihr die Zöpfe abgeschnitten. In der Krakauer Gegend beschliesst die Feier das einige Tage später stattfindende Uebersiedlungsfest, die „Przenosiny".

Und so begeht das Volk alle kirchlichen Feiertage und alle Familienfestlichkeiten mit einer tief eingewurzelten Symbolik, mit oft mystischen Gebräuchen. Althergebrachte Sitten werden streng bewahrt und hochgehalten.

Aufrichtige, naive Religiosität vermengt sich hierbei zuweilen mit altem Aberglauben und bildet so einen der markantesten Charakterzüge des Volkes.

Wesentlich anders in Tracht, Sitten und Gebräuchen sind die polnischen Goralen am Fusse der Karpathen und in den Bergen.

Schlank gewachsen, hoch und stark, sind sie gewandter und arbeitsamer, als ihre Brüder in der Ebene. Gezwungen, sein Brot in der Ebene zu verdienen, muss der Gorale von Zeit zu Zeit von seinen Bergen ins Tal herabsteigen. Doch nicht lange hält er es hier aus.

Seine Heimat sind die Berge, die grosse, freie Welt dort oben, und von Heimweh und grenzenloser Sehnsucht gepackt, kehrt er schleunigst wieder, verzichtet auf Verdienst und hungert lieber dort oben; nur fort aus dem Tal, aus den Ebenen, wo die Welt gefesselt und die Menschen so anders, so unfrei und an ein Stück Erde gekettet sind.

Armselig ist das Feld in den Gebirgsgegenden, meist wächst hier nur Hafer und Futter. So treiben denn die Goralen auch meist nur Viehzucht und fristen mühevoll ihr Leben; als Führer und Jäger verdienen sie sich nebenbei noch einiges hinzu.

Im Sommer werden die Schafe auf die Almen getrieben, und bleiben hier unter der Hut der Gazdas (Hirten) und der ihnen untergebenen „Juhassen" (Junghirten) und Hirtinnen. Unter feierlichen Reden und Zeremonien wird Abschied genommen. Sennhütten (Szalas) ohne Fenster dienen als Unterkunft. Hier wird auch der Käse fabriziert, der den Juhassen als einzige Nahrung dient.

Den ganzen Sommer über sorglos und frei in den Bergen umherstreifend, mit seinen Schafen die steilen Abhänge erklimmend, niemand untertan, derb in Sitten und Gebräuchen und von einer herben, starken Schönheit, ist der Juhass zu einer romantischen Gestalt geworden, deren Reiz und Zauber noch erhöht wird durch Erzählungen und Erinnerungen an kühne Räuber in den Bergen, an freche Juhassenbanden mit Federn an den Hüten, reich beschlagenen Gürteln und schwarzem, langem Haar, an verwegene Hirten, wilde, ungestüme Liebe und feurige Sennerinnen, die so manchen in der Sommerzeit auf die Almen locken, in die Abenteuerlust.

Die echtesten Söhne des Hochgebirges, der tüchtigste Stamm der polnischen Goralen, sind die Podhalaner, die auch stolz eine führende Rolle in der patriarchalischen Heimat der Goralen spielen. Hier, bei ihnen haben sich noch die meisten Sagen und schaurigen Mären aus uralter Zeit bewahrt und Lieder, die die innerste Seele des Goralen offenbaren; auch der Tanz in seiner ursprünglichen Form als Ausdruck der Freude,

der überschäumenden Lebenslust, des im Innern auflodernden Feuers, der Trauer und der Sehnsucht.

Und wenn Musik erklingt, dann schwingt jung und alt die Ciupagas (eine Art Axt) in die Höhe. Selbst Siebzigjährige können den Klängen nicht widerstehen, und mit wilden Rufen geht's im Reigen zum Tanz.

Die Tracht der Goralen besteht aus einem Ueberkleid, der „Gunia“, aus brauner oder weisser Wolle, das frei über die Schultern geworfen wird. Auch die Hose ist aus weisser Wolle, ganz eng anliegend und mit rotem Besatz. An den Füssen flache Schuhe, „Kierpce“, aus ungegerbtem Leder, ohne Absätze. Mit Schnüren werden sie an dem Fusse festgebunden. Der sehr weite Ledergürtel ist auch bei den Goralen mit Messingnägeln und -platten verziert. In der Hand stets eine langstielige Axt, die Ciupaga, die zugleich auch als Stütze dient; ein kurzer Schafpelz, ohne Aermel, der „Serdak“, der je nach der Jahreszeit mit dem Fell nach aussen oder innen getragen wird, schützt vor Kälte.

DIE RUTHENEN

Die Ruthenen zerfallen in verschiedene Volksstämme, die sich in der Mundart, teilweise im Charakter und auch in der Tracht voneinander unterscheiden.

Sie bewohnen die Ebenen des San, des Bug und des Dnjestr, die podolische Hochebene und die östlichen Karpathen.

Die zahlreichen, hier verstreuten Kirchen (Cerkiew), Kapellen und Statuen, von orientalischem Gepräge in Bau und Verzierung, deuten auf die tiefe Religiosität des Volkes hin, die auch eines der Hauptmerkmale des polnischen Charakters ausmacht.

Schlank und von höherem Wuchs als der Pole im allgemeinen, ist der Ruthene langsam und überlegt, misstrauisch, argwöhnisch und verschlossen, zugleich aber doch auch leichtgläubig und unbeholfen. Ein melancholischer, wehmütiger Zug liegt in seinem Charakter und drückt sich in den klagenden ruthenischen Volksliedern aus, in den „Dumen" voll Sehnsucht und tiefem Schmerz.

Die vielen Heimsuchungen feindlicher Horden, die tatarische und türkische Sklaverei und Gefangenschaft haben dem Volk diesen Stempel aufgedrückt.

Auch der Ruthene hängt mit äusserster Zähigkeit am Alten, und auch die Gastfreundschaft gehört, wie bei den Polen, zu seinen Haupttugenden.

Bis zur Hälfte der Stirn wird das lange, schwarze, eingefettete und hinten bis zum Hals herabfallende Haar herabgekämmt, während der Schnurrbart kurz gestutzt wird.

Der Kopf des Podoliers ist im Sommer mit einem selbstgeflochtenen, breitkrempigen Strohhut bedeckt, im Winter trägt er eine hohe Mütze aus Lamm- oder

Schaffell, mit einem blauen Deckel und Bändern an der Seite. Ein kurzes, grobes Leinenhemd wird über die gestreiften, in Röhrenstiefeln steckenden Hosen getragen. Darüber ein weisser Kittel, oder ein dunkelgrauer, auch dunkelbrauner, mit roter und grüner Woll- oder Seidenschnur verbrämter und benähter Tuchrock.

Zu besonderen Festlichkeiten tritt im Sommer an Stelle des Tuchrocks ein langer, weiss gegerbter, mit grüner Seidenschnur verbrämter Schafpelz. Ein lederner Gürtel, oder ein rot und blau gestreifter Wollgurt mit langen Fransen, umschnallt den Rock.

Die schönen und anmutigen podolischen Frauen und Mädchen tragen bunt bestickte Hemden aus selbstgewobener Leinwand, einen mit Streifen und Blumen bedruckten Unterrock und darüber einen meist tiefblauen Kaftan aus Leinwand oder Wolle, mit blauen oder roten Aufschlägen. Im Winter ziehen die wohlhabenderen weissgegerbte Pelze an.

In zwei Flechten teilen die Mädchen ihr Haar, schmücken es mit Blumen und Bändern; die Frauen bedecken den Kopf mit einer weissen, gewebten Haube und legen darüber ein turbanartig zusammengefaltetes Kopftuch, das meist das Kinn bedeckt und nach rückwärts zurückfällt. Schnüre von Korallen und Perlen schmücken Hals und Busen.

Oft meilenweit voneinander entfernt liegen die dicht bevölkerten Dörfer und Behausungen in der endlosen podolischen Hochebene. An einem Fluss, einem Bach oder einem Teich zumeist dehnen sich die Dörfer aus, hinter einem Wall von Weiden und Teufelszwirn versteckt. Drei Kuppeln des hölzernen Kirchleins — gewöhnlich sehr interessante alte Holzbauten — und ein hoher Glockenturm ragen darüber empor. Die

Bauernhütten sind meist recht primitiv. Mit Lehm angeworfene, in Holzpfeiler eingefasste Wände, kleine, in Lehm eingefügte Fenster, ein Strohdach, oft ohne Rauchfang, finden sich noch vielfach vor.

Im Innern fällt neben den vielen Heiligenbildern und geweihten Kräutern vor allem eine charakteristische Ornamentik an Decke, Wänden und Hausgerät auf.

Auch die Märkte und kleineren, in der Mehrzahl von Juden bewohnten Städte Ostgaliziens tragen ein ähnliches Gepräge. In den grösseren Städten wohnen die Juden meist in der inneren Stadt, während die ländliche christliche Bevölkerung sich in den Vorstädten konzentriert.

Auch über dem podolischen Dorf liegt jener dem ruthenischen Volke eigentümliche wehmütige, melancholische Ton.

Eine alte, schluchzende ukrainische Weise rauscht in den Weiden und im wuchernden Kraut, vermengt sich mit den schwermütigen Mollklängen der vielen Kirchenglocken und klagt über das ganze podolische Land.

Besonders malerisch ist die Tracht der Gebirgsruthenen: der Huzulen, Huzulinnen und der Bojken.

Die Huzulen bewohnen die südöstlichen Waldkarpathen, bis nach Ungarn und die Bukowina hinein, die Bojken dagegen wohnen in den Waldkarpathen bis zur Solinka, einem Nebenfluss des San.

Sehr ähnlich in Tracht, weisen die beiden Stämme physisch und auch geistig grosse Unterschiede auf. Der Huzule ist meist kräftig gebaut, hoch und schlank,

die Hautfarbe ist gebräunt, die Augen dunkel, das Haar lang und schwarz. Eine schöne Adlernase und ein kräftiger Schnurrbart vervollkommnen die männlichen Züge.

Dagegen ist der Bojke von mittlerem Wuchs, hat graue Augen und einen kurz gestutzten Schnurrbart.

Als Kopfbekleidung dient ein runder, mit Pfauenfedern geschmückter Filzhut im Sommer, und eine mit Fuchsfell verbrämte Mütze im Winter, oder auch eine langgespitzte, schwarze Lammfellmütze.

Ueber dem gestickten, bis zu den Knien reichenden Leinenhemd trägt der Huzule einen mit bunter Seide oder rotem Saffianleder verzierten kurzen Pelz ohne Aermel, und darüber einen kurzen, gerade und faltenlos herabhängenden „Serdak" aus dunkelblauem, mit Schnüren, Goldfäden und Quasten geschmücktem Tuch. Zwei mit Messing beschlagene und mit Schnallen versehene Riemen, an denen eine Ledertasche und ein mit Perlmutter oder Messing ausgelegtes Pulverhorn aus Holz herabhängen, kreuzen sich über der Brust. An einem breiten Gürtel aus rotem Juchtenleder hängen Feuerzeug und eine Tabakspfeife in zierlicher Ausführung; ein dolchartiges Messer steckt darin. Die Hose ist aus rotem, blauem, schwarzem oder weissem Tuch verfertigt; Sandalen aus ungegerbtem Leder bedecken die Füsse. Als Waffe und als Stütze beim Klettern trägt der Huzule einen Stock mit eisernem Axtansatz, dessen er sich auch beim Tanz und bei Volksfesten in sehr geschickter Weise bedient.

Auch die Tracht der huzulischen Frauen und Mädchen ist bunt und reich. Rot, blau und gold herrschen vor. Das mit roten Bändchen und roter Wolle zusammengehaltene Haar wird im Kranz um den Kopf geflochten. Ein rotes Band als Stirnschmuck. In den

Ohren, am Hals und an der Brust Gehänge aus Messing, Glasperlen, Messingkreuze und Münzen. Reiche Muster in rot, gelb und grün bedecken die Achseln des Leinwandhemdes. Ein kurzer Pelz ohne Aermel, ein rotes, blau und gold besticktes Oberkleid, Unterröcke mit Goldborten und eine bunt gestreifte und mit Goldfäden durchwirkte Schürze an Festtagen; sonst, zum Reiten, zwei schmale Schurzbinden und im Winter weisse Tuchhosen, und lange lederne Schuhe oder farbige Saffianstiefel.

In Schluchten und Tälern und an weniger steilen Abhängen ziehen sich die Huzulendörfer hin. Die einzelnen Hütten und Gehöfte sind von Obstgärten, Weiden, Wiesen und Wäldern umgeben und meist weit voneinander entfernt. Auch das Gebirgsdorf überragt die byzantinische Holzkirche mit vielen Kuppeln und der Glockenturm mit vielen Glocken. Primitiv, aus Tannenstämmen und Brettern ist die Huzulenhütte gebaut, und primitiv ist auch die Lebensweise der Gebirgsbewohner.

In wilder, freier Natur aufgewachsen, Stürmen und Unwettern ausgesetzt, neigen die Huzulen zu Gewalttätigkeiten, zu Streit und Rachsucht, legen dabei einen bewundernswerten Scharfsinn und Mut an den Tag und trotzen lächelnd den grössten Gefahren.

Im Gegensatz zu den arbeitsamen Bojken, die ihr kleines Stück Land selbst bebauen, ist der Huzule arbeitsscheu, lebt von Almwirtschaft und treibt Hausindustrie, aber nur soweit es zur Erhaltung des Lebens unbedingt notwendig ist, wobei er sich mit dem geringsten begnügt, während die Bewohner der Ebenen nicht

nur ihren Acker bebauen, sondern zu Hause an langen Winterabenden fleissig weben und sticken.

Verwegene, unbändige Freiheit, Herumtummeln auf den kleinen, ausdauernden Huzulenpferden, die Klänge seiner langen Schalmei und der Tanz füllen das Leben des Huzulen aus und bedeuten für ihn auch einzig und allein das Leben.

Kein Grübeln, keine Arbeit, keine Moral, — frei und stolz wie die Falken und die Adler über ihm.

Die kirchlichen Feiern und die häuslichen Feste der Ruthenen, die Sitten und Volksbräuche ähneln vielfach den polnischen, oft sind sie nur noch üppiger, noch farbenreicher und enthalten vielfach noch mehr heidnische Elemente.

Leider hat man bis jetzt dem ukrainisch-ruthenischen Volksstamm, seiner nationalen Eigenart und seinem farbigen, vollen, ursprünglichen Volkstum wenig Beachtung geschenkt, wie man überhaupt die Polen und Ruthenen Galiziens nur auf dem Kampffeld politischer Interessen kennen gelernt hat, wie man überhaupt lediglich für den Streit der Nationalitäten sich ein wenig Verständnis abzuringen getrachtet hat, aber die Mühe scheute, die geschichtlichen Zusammenhänge zu prüfen und in den Charakter und das Volkstum einzudringen.

DIE TÄNZE

Die polnische und die ruthenische Volksdichtung hängt unmittelbar mit der Musik und dem Tanz zusammen und ist mit ihnen aufs innigste verwoben.

Ein den Ruthenen eigentümliches Saiteninstrument ist die Leier (lira) und die „Bandura". Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen Bänkelsänger und lassen mit wehmütiger Stimme alte Weisen, alte ukrainische Dumen und Kolomyjkas erschallen.

Der beim Landvolk der Krakauer Gegend übliche Krakowiaktanz ist zugleich die Grundform lyrischer Volksdichtung. Eine aus vier sechssilbigen Versen bestehende Strophe. Humorvoll und lustig, enthalten gewöhnlich die ersten beiden Verse eine Naturschilderung, die im Zusammenhang mit dem in den beiden folgenden ausgedrückten Gefühl steht. Ein unverwüstlicher Frohsinn und phantasiereiche Heiterkeit stecken in den kernigen Versen. Im Zweivierteltakt wird der Krakowiak getanzt. Feurig und mit überschäumendem Temperament.

Die eisenbeschlagenen Stiefel schlagen Funken, Späne und Splitter fliegen, die Metallringe und Metallplatten an den Gürteln klirren, die Korallenschnüre fliegen.

Alle Grundelemente des Tanzes enthält der Masur. In springenden und gleitend fliessenden Schritten führt der Tänzer, mit dem rechten Arm den linken der Tänzerin festhaltend, im Dreivierteltakt sie in raschem Tempo durch den Saal. Jedes Umdrehen begleitet ein „Holubiec", ein Stampfen mit den Füssen und Zusammenschlagen der Absätze. Wirbel im Kreise und scharfe „Holubiec" wechseln ab, ungezwungene Kopfbewegungen, ritterliche, hingebungsvolle Gebärden und ra-

sche, graziöse Drehungen. Ein verwegenes Element wunderbar anmutiger Grazie und zugleich von vornehmer, einnehmender Nachlässigkeit.

Der eigenartige Reiz des Masurs erhebt diesen Tanz zu den schönsten und charakteristischsten Tänzen Europas.

Chopins Mazurken haben ihm den seltsamen Zauber verliehen und in ihm die polnische Seele in ihrer Ursprünglichkeit, in ihrer nackten Wahrheit geoffenbart, — von dem Welten stürzenden Schwung, dem kecken Uebermut und der ausgelassenen Heiterkeit bis zur grenzenlosen Sehnsucht, bis zur herzzerreissenden Wehmut und abgrundtiefer Seelenpein.

Kein anderer Tanz der Welt vereint aber so sehr Anmut mit feierlicher Würde, wie die Polonaise, weshalb er sich auch, von Polen ausgehend, überall eingebürgert hat.

Der Tanz der Fürsten, der Ritter, des Adels und des ehrwürdigen Alters. Die ganze Geschichte des polnischen Volkes liegt darin. Chopin hat sie in seinen Polonaisen mit visionärer Macht gemalt.

Jene stolzen, würdevollen Fürsten, Senatoren und Ritter, jene tollkühnen, mit Silberflügeln bepanzerten Hussaren und jene vornehmen, romantischen Ulanen aus der letzten Zeit der polnischen Republik.

Diese seltsame Vornehmheit, die trotz aller Wildheit auch dem feurigen und temperamentvollen Krakowiak und Masur zugrunde liegt, fehlt den Tänzen der Goralen, die unter dem Namen der „Räubertänze“ bekannt sind.

Die stahlblitzenden Ciupagas schwingend, jagen sie sich im Kreise in eine Raserei hinein, in der alle Energien losgelassen werden und der Tanz sich oft zu einem

chaotischen Reigen von elementarer Kraft und Wucht gestaltet.

Den beim polnischen Landvolke beliebten Krakowiak ersetzt bei den Ruthenen der „Kosak“ und die „Kolomyjka“, welche bei den Ruthenen — ebenso wie der Krakowiak bei den Polen — die Grundform der lyrischen Volksdichtung bildet, obwohl an sich der gesamten ruthenischen Volksdichtung die aus alten Rhapsodien und Balladen entstandenen „Dumy“, meist traurig-melancholische Heldengesänge, das Gepräge gegeben haben.

Moll ist der Grundcharakter dieser Lieder, und nur selten schlagen sie in Dur ein. Schwermütig und schwärmerisch klingen sie. Der ganze Charakter des ruthenischen Volkes liegt in ihnen, und sie sind ihm auch die treuesten und stetigen Begleiter, bei der Arbeit und feiertags, bei Freud und bei Leid.

Hingegen ist der Kosak ein froher, stürmischer Tanz, der an die Elastizität und die Gelenkigkeit der Tänzer riesige Anforderungen stellt. Auch das Kosaklied ist meist fröhlich, humorvollen Inhalts und in Dur.

DIE DEUTSCHE KOLONISATION

Die erste grosse Einwanderung der Deutschen nach Galizien wurde durch die Tatarenüberflutung des Jahres 1241 veranlasst, die bis in das Odergebiet sich ergoss.

Aus Chroniken, alten Privilegien, Ortsbezeichnungen und Namen ist aber ersichtlich, dass auch früher schon deutsche Ansiedler sich in Galizien niederliessen. So wird z. B. in einem Privilegium Leszeks des Weissen (1202—1227) Fremdlingen „sive sunt Romani sive Teutoni“ deren eigenes Recht garantiert, das sehr bald durch die Verpflanzung eines neuen Kulturelements auf polnischen Boden einen grossen Einfluss ausüben sollte, und zwar besonders auf das polnische Städtewesen.

Die deutsche Kolonisation breitete sich in dem mit weiten Wäldern bedeckten, dünn bevölkerten Polen sehr rasch aus.

Erst begannen die einzelnen geistlichen Orden mit Heranziehung deutscher Ansiedler, und ihnen folgten dann bereitwilligst Fürsten, kirchliche und weltliche Magnaten. Auf magdeburgischem Recht wurden die deutschen Ansiedlungen loziert und blieben — da ihnen das Recht zugebilligt wurde, in höchster Instanz die Tribunale in Magdeburg und Halle anzurufen — in ständigem Kontakt und in innigen Beziehungen mit ihrer Heimat.

Das deutsche Recht — das jus Magdeburgense, das jus Culmense und das jus Franconicum — bürgerte sich im Laufe der Zeit derart ein, dass selbst alten polnischen Städten deutsches Recht verliehen wurde, wodurch ein weiterer Zufluss der deutschen Bevölkerung nach diesen Orten begünstigt wurde.

In vielen Richtungen machte sich alsbald der deutsche Einfluss geltend und drang immer mehr durch, zumal ihm in keiner Weise entgegengearbeitet wurde. Im Gegenteil, man förderte ihn meist nach Kräften und erkannte in mancher Beziehung sein materielles und moralisches Uebergewicht freimütig an.

Den neuen Einwanderern wurden weitgehende Erleichterungen, Befreiung von verschiedenen Lasten und grosse Begünstigungen gewährt und Privilegien zugesichert.

Während nun aber die angesiedelten deutschen Akkerbauer sich sehr bald der einheimischen Bevölkerung assimilierten, bewahrte die Mehrzahl der Einwanderer, die sich als Handwerker und Kaufleute in den Städten niederliessen, ihre nationale Eigenart und gab ihnen sogar mit der Zeit ein besonderes Gepräge, wobei in erster Linie die deutsche Baukunst und das deutsche Kunstgewerbe zur Geltung kamen. Viele von ihnen und hauptsächlich die Bewohner der an dem osteuropäischen Handelsweg, am nördlichen Abhang der Karpathen gelegenen Städte brachten es infolge des regen Handels und Verkehrs, dank ihrer der einheimischen Bevölkerung überlegenen Geschicklichkeit und ihrer kaufmännischen Fähigkeiten, zu Reichtum und Ansehen und erfreuten sich besonderer Gunst und Huld der polnischen Herrscher.

Zünfte und Gilden wurden gegründet. Zu besonderer Macht schwang sich die Krakauer Gilde auf und bewahrte ihre führende Rolle bis weit in das 15. Jahrhundert hinein. Auch wurde in Krakau das Appellgericht für die mit eigener Gerichtsbarkeit ausgestatteten deutschen Gemeinden errichtet.

Mit der Zeit bildeten die mit Deutschen stark durchsetzten Städte einen nicht zu unterschätzenden Faktor

im Gesamtorganismus des polnischen Reiches. Im Inneren jedoch durch partikularistische Tendenzen des Stadtbürgertums geschwächt, die eine straffe Organisation der Stadtgemeinde verhinderten, vermochten sie nicht, sich dem Landadel gegenüber zu behaupten, der die immer mächtiger werdenden und sich überhebenden Patrizier um ihren Reichtum und ihr Ansehen beneidete und um seine vorherrschende Stellung bangte. Die fremde Herkunft der Stadtbürger kam bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Städten und Adel natürlich dem Adel noch zugute.

Die Macht, das Ansehen der Städte sank, das fremde Stadtbürgertum verlor immer mehr seinen eigenen Charakter und ging bald vollständig in der einheimischen Bevölkerung auf. Nur die deutschen, teilweise auch schon polonisierten Namen deuten auf die Abstammung der betreffenden Familien hin.

Erst nach der ersten Teilung Polens setzte wiederum eine verstärkte Einwanderung der Deutschen ein.

Als bestes Mittel zur wirtschaftlichen Förderung des neu erworbenen Landes erschien nämlich Joseph II. eine umfangreiche Kolonisation. Mit grossem Kostenaufwande wurden deutsche Bauern zur Besiedelung Galiziens herangezogen, hauptsächlich in die östlichen, dünn bevölkerten Teile.

Die Zuwanderung deutscher Handwerker und Gewerbetreibenden wurde durch Bewilligung von Prämien und Verleihung verschiedener Privilegien begünstigt und gefördert. Im Jahre 1846 stieg die Zahl der eingewanderten Deutschen bis auf 100 000.

Trotz der Bemühungen Metternichs aber, der im Sinne der germanisierenden Tendenz seiner Politik die deutsche Kolonisation förderte, nahm der Zuwachs der deutschen Bevölkerung ab, die Familien der nach Ga-

lizien versetzten Beamten und Militärs polonisierten sich mit der Zeit zum grössten Teil, und nur die Kolonien auf dem Lande, in Ostgalizien, im Flussgebiet des San und der Weichsel blieben bestehen, verschmolzen aber in manchen Gegenden immer mehr mit den Polen oder den Ruthenen.

DIE JUDEN

Zur Zeit der Regierung des polnischen Königs Kasimirs des Grossen (1333—1370) nahmen grosse Scharen von Juden in Polen ihre Zuflucht, um der Verfolgung und dem aus religiösem Wahn und Aberglauben entsprungenen Hass zu entgehen.

Die Verschärfung der nationalen und religiösen Gegensätze, welche die Kreuzzüge heraufbeschworen hatten, gab Anlass zu den fürchterlichsten Judenverfolgungen in jener Zeit, die in fast allen christlichen Ländern ausbrachen und von der gerade auftauchenden Reaktion auf wirtschaftlichem Gebiet begünstigt wurden.

Bis dahin behaupteten die Juden zu einem sehr grossen Teil das Handelsgewerbe ausschliesslich. Mit dem Aufleben des heimischen, sozusagen nationalen Handels und mit dem Aufschwung der Städte setzte auch die Bewegung ein, deren Endziel das Verdrängen des nichtchristlichen Konkurrenten, des jüdischen Händlers war. Die nationalen und religiösen Aufwallungen jener Zeit förderten diese Bewegung in jeder Weise und verwandelten sich in einen fanatischen, sich immer mehr steigernden Hass gegen das gesamte Judentum. Vor keinem Mittel schreckte man zurück.

Alle erdenklichen Freveltaten wurden den Juden zur Last gelegt. Unter anderem wurde behauptet, sie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die im 14. Jahrhundert so furchtbar wütende Epidemie des „Schwarzen Todes“ verursacht; sie ermordeten Christenkinder; sie verwendeten Christenblut zu den ihnen durch den Talmud vorgeschriebenen Bräuchen, usw. Die Folge davon war, dass sie aus den meisten christlichen Staaten Europas verwiesen wurden.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts mussten sie allesamt England verlassen; Anfang des 14. Jahrhunderts wurden sie aus Frankreich ausgewiesen, und bekannt sind die blutigen Judenhetzen in Spanien und Portugal.

Nur hier und da wurde es ihnen gestattet, sich auf begrenzten Gebieten, in besonderen Stadtteilen, aufzuhalten, wofür sie ein Judenschutzgeld zu entrichten hatten. Vor dem Hass der aufgewiegelten Volksmassen waren sie aber — als vogelfrei — nirgends sicher. So mancher Herrscher der damaligen Zeit baute seine Finanzreformen auf dem Raub und der Konfiskation jüdischen Eigentumes auf und trieb dann die verarmten Juden als Bettler über die Landesgrenze. Sie galten nicht mehr als Vieh, das man hin und her treiben durfte, dessen Ausnützung und rohe Vertreibung sogar — sobald es nicht mehr als Vermögensobjekt dienen konnte — als hohe Tugend angesehen wurde.

So waren die Juden bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Fanatismus der Volksmassen und der Ausbeutung der einzelnen Regierungen rücksichtslos ausgeliefert.

Bloss in Polen fanden sie gastfreundliche Aufnahme. Der Rechtsschutz, der ihnen sonst versagt war, wurde ihnen hier zuteil. Sogar mit Privilegien wurden sie ausgestattet, wie sie anderswo selbst die christliche Bevölkerung nicht genoss. König Kasimir bezeugte rege Teilnahme an ihrem Los, bestätigte 1334 das den Juden schon von Boleslaw dem Frommen gewährte Privileg (1264), das sie von gewöhnlichen Gerichten ausnahm und den Gerichten der Fürsten und Woiwoden unterstellte, und dehnte es auf das ganze polnische Reich aus.

Ausserdem wurden nach dem besagten Privileg von

1264, das nur eine Fortsetzung der Bestimmungen Mieczyslaws des Alten vom Jahre 1173 in dieser Hinsicht darstellte, Strafen für an Juden begangene Vergehen und Verbrechen festgesetzt.

Mit Geldstrafe wurde jeder Christ bedroht, der einen Juden körperlich verletzte, mit digno judicio und Vermögenseinziehung der Totschlag, eine besondere Strafe wurde für Synagogenschändung festgelegt, usw. Endlich stellte das Privileg die Verwendung von Christenblut bei rituellen Bräuchen der Juden entschieden in Abrede. Sollte ein Mord an einem Christenkind begangen werden, dann musste der Angeklagte durch die Aussagen von 6 Zeugen, und zwar von 3 christlichen und 3 jüdischen, der Tat überführt werden, bevor man zum Urteil schreiten durfte.

Selbstverständlich begegnete die Masse des polnischen Volkes, von dem Geiste der Zeit angehaucht, ebenfalls den einwandernden Juden mit einer gewissen Antipathie; hier nahmen sich ihrer aber, im Gegensatz zu anderen Ländern, die polnischen Gesetzgeber an und schützten sie vor Verfolgungen.

Durch das Statut von Wislica von 1347 wurden Bestimmungen getroffen, die das jüdische Gewerbe, den Handel und die Geldgeschäfte regelten.

Als im 16. Jahrhundert in Böhmen Judenverfolgungen ausbrachen, gewährte ihnen wiederum der damalige König von Polen, Siegmund der Alte, in seinem Lande Zuflucht, und die polnischen Israeliten luden ihre Brüder mit den Worten nach Polen ein:

„Unser König ist weise wie Salomon, an seinem Throne weilt ein zweiter Samuel, beinahe ein Prophet. Sein Land gilt ihm als ein riesiger Wald; der Wind fegt die Samen von allen Bäumen herab, und keiner frägt, welchem jene schönen Gewächse entspriessen."

Das kanonische Recht verbot Christen den Geldhandel und Geldwechsel, und so bildete dieses Gewerbe den Haupterwerbszweig der Juden. Da der Zustrom immer mehr wuchs, bildeten die Juden mit der Zeit einen Staat für sich mit eigenen Rechten und eigenen Privilegien. Seit dem 17. Jahrhundert häuften sie sich in den Städten an. Es entstand unter dem Einflusse der deutschen Sprache, deren sich die aus Deutschland immer noch zahlreich herüberziehenden Juden bedienten, ein Dialekt, ein Gemisch von Polnisch, Hebräisch und Deutsch: der jiddische Jargon.

Verhältnismässig gering waren die jüdischen Ansiedlungen im Westen Polens.

Das heutige Krakauer Ghetto, die Kasimir-Vorstadt, stammt noch aus der Zeit Kasimirs des Grossen. Auf einer Insel gelegen, zwischen der Weichsel und einem Kanal derselben, der sogenannten alten Weichsel, den Kasimir des Handels wegen hatte graben lassen, wurde die Kasimir-Vorstadt vor Zeiten zu einer eigenen, von Krakau unabhängigen Stadt erhoben, der ein eigener Magistrat zur Seite stand. Hier hatte sie Kasimir 1346 an der Stelle, wo einst das Dorf Bawol gestanden, angelegt, sie mit einer Mauer umgeben und mit eigener Gerichtsbarkeit nach Magdeburger Recht ausgestattet. (Privileg: Santomiriae diae calendas Martii sub A. 1335.)

Ihrer kulturellen Entwicklung wurde durch die liberale polnische Regierung kein Riegel vorgeschoben, und so konzentrierten sich denn auch jahrhundertelang das ganze geistige Leben, die jüdische Wissenschaft, das

jüdische Recht und der jüdische Ritus in Galizien, und zwar speziell in Krakau.

Heute noch leben in Galizien 872 000 Juden und bilden beinahe ⅔ der gesamten Judenschaft Oesterreichs (1 313 698).

Der bei weitem grösste Teil der Juden Galiziens lebt von allerlei Zwischenhandel und vom Schankgewerbe, das auch fast ausschliesslich in ihren Händen liegt. Handwerk wird nur nebenbei betrieben. Besonders Ostgalizien weist einen verhältnismässig hohen Prozentsatz an jüdischen Handwerkern und Arbeitern auf. Ein Teil von ihnen bewirtschaftet gepachtete oder erworbene Felder, Güter und Wälder.

Bekannt ist der Typ des jüdischen Faktors auf polnischen Gütern, der die An- und Verkäufe durchführt, bei Darlehen vermittelt und überhaupt alle Geschäfte des Besitzers besorgt, von dem er sich meist je nach dessen Laune ohne weiteres schlecht behandeln lässt, wenn er nur dabei irgendwie für sich einen Verdienst herausschlagen kann.

Meist konzentrieren sich jedoch die Juden in den Städten, wo sie einen grossen Teil des Handels in Händen haben; aber auch auf dem Lande sind sie fast überall als Zwischenhändler und Schankwirte vorzufinden. Dem polnischen Bauern ist der Jude als Verkäufer sogar viel lieber als der Christ, weil er mit sich reden und handeln lässt, jede Grobheit einsteckt und dabei dem Bauer noch suggeriert, dass er bei ihm besonders billig kaufe.

Dieses widerspruchslose Ertragen der oft peinlichsten Kränkungen und Beleidigungen gehört mit zu den Erscheinungen, die bei dem polnischen Juden ständig beobachtet werden können, ja direkt einen seiner Charakterzüge ausmachen. Vor jedem, bei dem es

irgend etwas zu verdienen gibt, kriecht der Jude sozusagen, lässt sich von ihm alles gefallen und verachtet ihn zugleich aufs tiefste.

Ueber alle Massen gierig und doch grenzenlos barmherzig ist der polnische Jude. Ein in seinen Prinzipien und Begriffen starres Volk, und doch jederzeit zu jeder Demütigung und zu jeder noch so demütigenden Handlung bereit.

Ueberhaupt lässt sich bei dem polnischen Juden eine eigentümliche Antithese feststellen, ein rätselhafter Zwiespalt im Charakter. Neben hervorragenden Tugenden, die schwerwiegendsten Laster. Neben höchsten ethischen Anschauungen, seltsam verworrene Moralbegriffe; neben höchster Achtung und Hochhaltung der Religion und des Ritus, — ein völliger Mangel an Selbstachtung; neben raffiniertester Beachtung der Reinlichkeit in Speise und Trank, — ein nicht zu beschreibender Schmutz des Körpers, der Kleidung und der Wohnungen.

Bekenner des absoluten Materialismus, sind sie zugleich die tiefsten Mystiker.

Neben dem feilschenden, ohne Rücksicht auf Mittel und Wege auf Verdienst lauernden Händler und Krämer — der dem beschaulichen Talmudstudium und abgründiger Mystik ergebene Israelit.

Und dabei das unbedingte Zusammenhalten, die in jeder Weise bedingungslose Solidarität und die schrankenlose Unterordnung unter die Bestimmungen und Gesetze der Rabbiner und der Richter. Hier liegt ihre Kraft, die trotz vielfacher äusserer und innerer Gegensätze sie über alle Gefahren, über alle Not und über alles Elend fortbringt, und an der alle gegen sie gerichteten Angriffe, sei es innerer oder rein äusserlicher Natur, machtlos zerschellen.

Vermöge ihrer zähen Widerstandskraft haben sie sich denn auch ihre durch den Talmud bis ins kleinste Detail strengstens geregelte Lebensweise bis auf den heutigen Tag bewahrt, sowie auch die vor einem halben Jahrtausend angenommene Tracht.

Als Sprache bedienen sie sich in der Mehrzahl des jiddischen Jargons.

Ihre niedrige kulturelle Stufe ist vor allem dieser ihrer strengen Lebensweise, der sie von aller Welt abschliessenden Askese und Religiosität zuzuschreiben, die sich gegen jeden Fortschritt wendet, mit allen Fasern am Talmud hängt und oft in blinden Fanatismus ausartet, weiter aber zur rücksichtslosen Ausnützung seitens der Wunderrabbis (Zadik) und unter deren Einfluss zur Bildung der sogenannten Chassidäer Sekten geführt hat.

Speziell in Ostgalizien, wo die grosse Masse des Judentums auf einer ganz besonders niedrigen Kulturstufe steht, blühen die Sekten und dienen zur Bereicherung der Wunderrabbis.

Dagegen bekennen sich die gebildeteren Schichten zur reinen mosaischen Konfession, und in verschiedenen grösseren Städten gibt es sogenannte fortschrittliche Synagogen, in denen polnisch gepredigt wird.

Die jüdische Intelligenz ist völlig im Polentum aufgegangen, ist von der polnischen Gesellschaft aufgenommen worden und gehört heute zum grossen Teil zu den geachtetsten Mitgliedern derselben.

Als bester Beweis, dass noch heute in dem unter polnischer Selbstverwaltung stehenden Galizien den Juden in keiner Weise Schwierigkeiten bereitet oder ihnen hemmende Hindernisse in den Weg gelegt werden, sei hier nebenbei erwähnt, dass an den Schulen, Gymnasien und Hochschulen jüdische Lehrer, Dozen-

ten und Professoren angestellt sind, dass die Akademie der Wissenschaften in Krakau Juden zu Mitgliedern ernennt, und dass auch auf hohe Verwaltungsposten Juden als Beamte berufen werden.

Freilich verschliesst sich leider die Masse der jüdischen Bevölkerung, wie schon erwähnt, jedem Fortschritt, weigert sich oft sogar, ihre Kinder in die staatlichen Volksschulen zu schicken. Sie ziehen es vor, Strafen zu zahlen, um — von den Rabbinern aufgewiegelt — nur ja ihre Kinder in die privaten Judenschulen, die sogenannten Cheders, das heisst Bibel- und Talmudschulen, schicken zu können, wo ihnen systematisch religiöser Fanatismus eingeimpft wird, ohne sie sonst in irgendeiner Richtung zu fördern, um sie ja von der Aufklärung der öffentlichen Schulen fernzuhalten und ja den Geist nicht von den engen Fesseln zu befreien.

Dieser systematischen Abgeschlossenheit und dieser strengen Isolierung ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die innere Organisation, die Hierarchie, das häusliche Leben und die Bräuche der polnischen Juden nicht allein im Ausland, sondern auch in Polen selbst ein so ganz und gar unbekanntes Gebiet waren und es bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Und doch steckt in ihnen eine Menge unverbrauchter Energie, eine heutzutage verblüffende Achtung väterlicher ererbter Traditionen, dass es sich verlohnt, — obwohl es scheinen könnte, als hätten die Juden ihre geschichtliche, politische und moralische Mission schon längst, schon vor Jahrhunderten, ausgespielt und könnten nichts Interessantes mehr bie-

ten, — einen Blick in die äussere und innere Struktur des polnischen, in diesem Falle speziell des galizischen Juden, zu werfen.

Der bei weitem häufigste Typ des Juden weist ein blasses, schmales Gesicht auf, von krankhaftem Aussehen. Ein zerzauster Bart umrahmt es. Die Nase stark gekrümmt, die Augen hervorstehend und unruhig. Lange, nie gekämmte Haarlocken (Paissen) hängen unter dem schmutzigen Samtkäppchen herab. Ueber dem Käppchen, das auch beim Schlafen nicht abgelegt wird, als Kopfbedeckung ein alter, abgetragener Hut mit breiter Krempe, oder ein flacher, pelzverbrämter schwarzer Seidenhut, oder eine Pelzmütze. Ein langer, schwarzer, meist jedoch so befleckter und beschmutzter Kaftan, dass die Farbe nicht mehr zu erkennen ist, dient als Rock und wird oft von einem schwarzen Gürtel umschnallt. Schmutzige weisse Strümpfe fallen auf die Schuhe oder die Pantoffeln unordentlich herab. Die kurze Hose ist unterhalb der Kniee zusammengebunden. Als besonderes Gewand wird noch der „Arbekanfes“ getragen, ein viereckiger Ueberwurf mit einem Halsausschnitt in der Mitte. An den vier Enden hängen „Zizzes“ (Fäden). Bei feierlichen Anlässen wird ein schwarzseidener Talar oder ein Pelz angezogen.

Verheiratete Frauen schneiden ihr Haar ab und tragen eine Perücke, die nie mehr abgenommen wird. Darüber eine farbige Haube, oft mit Perlen oder Steinen geschmückt. Ueber dem knapp anliegenden Kleid eine Spitzenschürze und ein rotes, goldgesticktes Atlas- oder Samtplastron auf der Brust.

Obwohl diese typische Tracht immer mehr verschwindet und durch die ortsübliche ersetzt wird, so

wird sie doch an Orten, wo eine grössere Masse jüdischer Bevölkerung wohnt, streng bewahrt.

Eines der charakteristischsten Merkmale der galizischen Juden ist der Mangel an jeglichem Sinn für Ordnung und Reinlichkeit.

So wie ihre Tracht von Löchern und Schmutz strotzt, so sind auch ihre Häuser und Wohnungen von einer nicht zu beschreibenden Unreinlichkeit.

In den kleinen, schon äusserlich auffallenden Häusern, in denen kaum eine Familie Platz hätte, hausen ärmlich, schmutzig und eng nebeneinander drei, vier und manchmal noch mehr Familien. Dass für die Hygiene hier absolut nicht gesorgt werden kann, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, und es braucht auch nicht betont zu werden, dass unter diesen Verhältnissen keine physisch starken und gesunden Menschen hervorgehen können, zumal auch die Ernährung meist völlig ungenügend ist.

Da das mosaische Gesetz die Nahrung genau vorschreibt, fällt es besonders den armen Juden oft sehr schwer, etwas von dem Zugelassenen zu erschwingen, und viele begnügen sich mit einem Stück Zwiebel oder Knoblauch und einem Stück Brot als Hauptmahlzeit. Von vierbeinigen Tieren darf nur gegessen werden, was wiederkäut und gespaltene Hufe hat, von Vögeln nur das zahme Geflügel und ganz vereinzelt Wild, von Fischen nur solche, die Schuppen und eine Schwimmblase haben. Nur das Fleisch der von „Schächtern", das heisst des Talmud kundigen Fleischern getöteten Schlachttiere ist „koscher", sonst ist es „tref" und darf nicht gegessen werden. Nur von Juden bereiteter Wein darf genossen werden, ein Nichtjude darf ihn nicht einmal angerührt haben.

Vom Zeitgeist und Weltenlauf unberührt, lebt also der grösste Teil der galizischen Juden in völliger Abgeschiedenheit, in religiöser und nationaler Eigenart, bis aufs letzte treu dem Talmud und der ererbten Tradition.

Die erste Stelle in der jüdischen Kultusgemeinde nimmt der Rabbiner ein, und er ist tatsächlich unbeschränkter Herrscher. Er ist Führer des Volkes und das Haupt der Synagoge, Richter in Zivil- und Strafsachen. Vermöge seiner Kenntnis der „Mischna“ und der ihr zugehörigen, im Laufe der Zeit entstandenen und von verschiedenen Rabbinern verfassten Kommentare, der „Gemara“, und endlich des 14 000 Gesetze umfassenden Kompendiums, der „Schulschen Arusch“, entscheidet er endgültig über alle Fragen des Ritus, des Handels und des Familienlebens und trifft endgültig bindende Bestimmungen.

Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten dieser Gesetzessammlungen einzugehen, es sei nur hervorgehoben, dass es bei der Fülle der Vorschriften für den Rabbiner ein leichtes ist, irgendeine ihm im Augenblick besser passende auszuwählen und deren Befolgung anzuordnen.

So ist die Liturgie der polnischen Juden eigentlich mehr eine rabbinistische, als eine echt mosaische oder talmudische.

Eine besondere Stellung nehmen noch die Wunderrabbis ein, die keine bestellten, an der Gemeinde wirkenden Rabbiner sind, sondern vermöge ihrer Abstammung in einem nahen Verhältnis zu Jehovah stehen und Wunder wirken. Zu ihnen wallfahrten die Kranken und Schwachen, die unfruchtbaren Frauen usw. Ihre Anhänger gehören einer in Galizien vornehmlich in der Gegend von Zloczow und an der Gren-

ze Ungarns verbreiteten Sekte an. Diese „Chassidäer" unterliegen nicht der Führung der Rabbiner, sondern speziellen „Zadiks". Die Befehle der Zadiks gelten als Wille Gottes. Ihnen muss man sich unbedingt unterordnen. Jede Wissenschaft ist schädlich, weil sie das vollkommene Glück der Seele des Chassidäers stört und trübt. Die Erlernung fremder Sprachen ist verboten, und die Medizin wird verworfen, weil der Kranke, der zu Gott zu beten versteht, keinen Arzt braucht, und übrigens genügt ja zur Genesung das Gebet des Zadiks. Die Vorschriften des Talmuds werden nur insofern beachtet, als sie sich mit den Vorschriften des Zadiks decken. Während der Gebete müssen die Chassidäer springen, tanzen, mit den Händen gegen die Wände schlagen, sich wild nach allen Seiten drehen und krümmen.

Diese Sekte, die die richtigen Rabbiner übrigens nicht anerkennen und über die sie sich gewöhnlich nur verächtlich äussern, bildet mit das grösste Hindernis für den Fortschritt innerhalb der jüdischen Bevölkerung.

Ausser den Chassidäern gibt es noch die Karaiten und die Frankisten.

Abgesehen von den Sekten, liegt auch sonst ein schwerer Nebel über der jüdischen Bevölkerung Galiziens, der Aberglaube ist tief eingewurzelt, und befremdend wirken viele Bräuche und Sitten.

Am Bette der Wöchnerin, an den Türen, Fenstern und am Kamin der Wohnung werden mystische Zettel angeklebt, zur Beschwörung der bösen Geister und zum Schutze von Mutter und Kind; brennende Kohlen werden unter Hersagen von Formeln gelöscht, um die gefährliche Wirkung eines bösen Blickes z. B. zu beseitigen; dem Sterbenden werden andere Namen beigelegt,

um den seiner harrenden Todesengel zu täuschen; zur Verscheuchung von Epidemien werden Hochzeiten auf dem Gottesacker abgehalten, usw.

Beim Aufstehen in der Früh müssen die Kleider geprüft werden, ob sie koscher sind, und dreimal muss der Jude seine Hände benetzen, um die bösen Geister zu verscheuchen, die sich an den Nägeln festsetzen. Zum Morgengebet werden die „Teffilin", das sind Gebetriemen mit kleinen steifen Würfeln aus Leder, die das mosaische Glaubensbekenntnis auf Pergamentstreifen enthalten, angelegt und an der Stirn und am linken Arme befestigt.

Am Schabbestage werden von jeder Familie je zwei Kerzen angezündet, und an diesem Tage darf der Jude nichts bei sich tragen, selbst die Mütter dürfen ihre Kinder nicht tragen. Jede Fahrt ist verboten, und es darf kein Gang weiter als zweitausend Ellen von der Wohnung aus unternommen werden. Am Schabbes wird besonders viel gegessen, — der arme Jude isst sich oft nur einmal wöchentlich satt — und Sabbathymnen werden gesungen.

Ein zweitägiger Gottesdienst leitet das in den September oder Oktober fallende Neue Jahr ein, dem einmonatliche religiöse Uebungen vorangehen. Am Neujahrstage selbst wird, dem Glauben der Juden gemäss, im Himmel, wo eine genaue Liste der Sünden und der Verdienste der Einzelnen geführt wird, die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage wird das Urteil gefällt, und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes — das zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden in der Wüste gefeiert wird — wird der Spruch verkündet.

Sieben Tage hindurch zwischen Neujahr und dem Versöhnungstage, erdröhnen in den Synagogen Ge-

schrei, Seufzer und Gestöhn der Beter, die reuevoll die Barmherzigkeit Gottes anrufen.

Wundersam traurige Psalmodien schwingen sich zaghaft zum Herrn der Heerscharen empor, Gesänge von grenzenloser Sehnsucht und erschütternder Wehmut wechseln ab mit den schmerzlichen Schreien und den ächzenden Klagen.

Vor der Bundeslade flackern Wachskerzen.

Bis spät in die Nacht erschallen die wilden Stimmen der in der Synagoge versammelten Gemeindemitglieder. Frauen in hellen Kleidern, Männer in Sterbekitteln.

Ab und zu unterbricht das grenzenlose, unbändige Jammern und Flehen ein dröhnender Donner.

Vom Almemor — einem zum Vorlesen der Thora bestimmten Podium — wird mit einer kurzen Keule heftig auf ein hartes Lederpolster geschlagen.

Die Beter verstummen, und die Stimme des Vorbeters rollt durch den gewölbten Raum.

Am nächsten Morgen eilen alle wieder nach der Synagoge; manche bleiben auch die Nacht über im Gotteshaus und bleiben noch bis zum nächsten Abend, fastend und jammernd. Wenn der erste Stern aufgeht, kehren sie endlich heim, von Sünden befreit und sich gegenseitig beglückwünschend. „Gott ist einzig!"

Auf die siebentägige Chanuka (Makkabäerfest) am Anfang des Winters folgt der „Purim" oder das Hamansfest, zur Erinnerung an die Errettung der Juden durch die schöne Esther vor der Ausrottung, mit der sie Haman, der Günstling König Ahasvers, bedrohte.

Dann folgt das Passah, das acht Tage dauernde Osterfest, dem lange Vorbereitungen im Haushalt vorangehen. Putzen, Reinigen, Lüften, Backen der Mazzoths usw. Während dieser Zeit ist der Genuss jeder

einer Gärung unterliegenden Nahrung verboten und auch der Gebrauch aller für gewöhnlich benutzten Gefässe. Alle vorhandenen Nahrungsmittel und Gefässe müssen an einen Christen oder an einen Rabbiner verkauft werden, freilich mit Rückkaufsrecht. Für die armen Juden jedenfalls eine sehr rigorose Vorschrift.

Auf der gedeckten Tafel darf nichts von den genau vorgeschriebenen Sachen fehlen. Mit einem „Gut Jontov" wird der aus der Synagoge heimkehrende Hausherr begrüsst, der alles genau prüft, die Mazzoths und den Wein segnet und die vorgeschriebene Geschichte von der Sklaverei der Israeliten in Aegypten bis zur Vernichtung der Misraiten erzählt, die in zwei Teile zerfällt, zwischen denen die Mahlzeit eingenommen wird.

Die Erzählung klingt in den Spruch der göttlichen Vergeltung aus.

„Da kam Gott und tötete den Todesengel, der den Schlächter tötete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stock verbrannte, der den Hund erschlug, der die Katze zerbiss, die das Lämmchen frass."

Sieben Wochen lang, von Passah bis Pfingsten, dürfen die Juden das Haar nicht scheren, nicht lachen, nicht singen, nicht Musik anhören, nicht heiraten und kein neues Kleid anlegen. Dann folgen gegen Ende des Jahres drei Wochen, die der Erinnerung an die Tempelzerstörung geweiht sind, und sechs Wochen strengen Fastens unter Trauern und Beten.

Erwähnenswert sind noch die jüdischen Begräbnisgebräuche.

Gleich nach erfolgtem Tode wird der Tote entkleidet, auf den Boden gelegt und mit einem schwarzen

Gewande bedeckt. In den Nachbarhäusern wird das Wasser fortgegossen, weil der Todesengel sein Schwert im Wasser der anliegenden Häuser zu reinigen pflegt. Die Leiche wird gewaschen, in ein weissleinenes Tuch eingewickelt, zum Friedhof getragen und sofort in die Erde gebettet. Auf die Augen werden kleine Scherben gelegt, zum Schutz vor Beschädigungen durch die Erdschollen.

Zum Zeichen der Trauer reissen die nächsten Verwandten ihre Kleider ein, tragen die zerrissenen Gewänder eine Zeitlang und müssen sieben Tage hindurch in andächtiger Trauer auf einem Teppich oder auf dem blossen Boden, barfuss oder nur in Strümpfen, sitzen und das Buch Hiob lesen. Lederne Fussbekleidung muss auf alle Fälle vermieden werden. Innerhalb dieser sieben Tage fliegt die Seele des Verstorbenen in das Sterbezimmer. Deshalb brennt hier Tag und Nacht ein Licht, und ein Glas Wasser steht daneben, damit die Seele sich darin baden kann. Die Leiche darf keine Nacht im Hause bleiben und muss so bald als möglich zu Grabe getragen werden.

Dieselbe Strenge und Genauigkeit also, die bei religiösen Festen beachtet wird, wird auch bei Familienfeiern gewahrt, ohne jede Rücksicht auf staatliche Gesetze und Vorschriften.

Nach alter, ehrwürdiger Sitte wird gelebt, geliebt, gefeiert, getrauert und gejammert, und nach altem Brauch wird man zu Grabe getragen.

Alle Versuche verschiedener Männer aus der jüdischen Intelligenz, die, ohne auf die Exkommunikationen und Flüche der Rabbiner und der finsteren von diesen

beeinflussten Masse zu achten, sich um die Aufklärung ihrer Glaubensgenossen unter Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit bemüht hatten, und vor allem die Cheders bekämpften, blieben im grossen ganzen erfolglos.

Erst in jüngster Zeit gelang es, den Juden einiges Verständnis für die Wohltaten der öffentlichen Volksschulen und den Nutzen des profanen Studiums beizubringen. Bahnbrechend haben in diesem harten Kampf die philanthropischen Stiftungen des Barons Moritz Hirsch gewirkt. 1891 gründete er eine Volksschulstiftung für Galizien, aus der bereits über 40 jüdische Volksschulen erhalten werden.

Auch ausländische jüdische Wohltätigkeitsstiftungen verfolgen das Ziel, die Juden Galiziens aus dem wirtschaftlichen Elend herauszureissen, das Dunkel des Ghettos zu lüften und die galizische Judenschaft vor der Degeneration, die ihr in ihrer völligen Abgeschlossenheit droht, zu bewahren, sie dem Fortschritt zuzuführen, der Kultur und Zivilisation zugänglich zu machen.

Als Bildungsmittel kommen lediglich die zwei in Lemberg und in Krakau erscheinenden jiddischen Tageszeitungen und einige jiddische Wochenschriften in Betracht und als Kulturstätte das jüdische Theater in Lemberg. Jüdischen politischen und wirtschaftlichen Interessen dienen zwei polnische, in Lemberg erscheinende Wochenblätter.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass sich letzten Endes der Sanierung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch das jüdische Parteileben in Galizien hemmend in den Weg legt, das sich in die Gruppen der Assimilanten und der Zionisten spaltet, sich in politischen Parteiinteressen gegenseitig bekämpft und organisatorischen und kulturellen Aufgaben verschliesst.

DIE HAUSINDUSTRIE

In vielen der entlegeneren Gegenden Galiziens verfertigt der Bauer und seine Angehörigen alles, was er für sich und seinen Haushalt braucht. Früher war es im ganzen Lande Allgemeinbrauch.

Der Bauer benutzt hierzu nur die Produkte seiner eigenen Wirtschaft, also Hanf, Flachs, Wolle, aus Kräutern und Wurzeln nach alten Rezepten hergestellte Farbstoffe, Holz, Häute, Weiden, Schilf, Stroh usw., — und stellt aus ihnen alles her, was er an Kleidung, alles, was er für den Haushalt und die Wohnung braucht, und opfert seine knappe, nach der Bewirtschaftung seines Ackers ihm freibleibende Zeit der Hausindustrie.

Je nach den Bedürfnissen der Bewohner einer bestimmten Gegend, je nach deren Tracht und Sitten entwickelten sich an den einzelnen Orten verschiedene Gewerbszweige.

Innig mit der geschichtlichen Entwicklung des Landes und des Volkes verbunden, weist auch die aus alter Zeit stammende galizische Hausindustrie mannigfache Unterschiede und Nuancen auf und deutet in den verschiedenen hierbei auftretenden Stilen, in der Ornamentik und auch in der Art der Verfertigung einzelner Kleidungsstücke, Geräte und sonstiger Erzeugnisse sowohl auf Einflüsse des Westens wie des Ostens hin.

Als Grenzprovinz zwischen dem Westen und dem Osten des ehemalig polnischen Reiches, war Galizien der Tummelplatz aller möglichen Völkerschaften und zugleich auch die kürzeste Verkehrsstrasse zwischen dem Abendland und dem Orient.

Mit dieser geschichtlichen Eigenart des galizischen



Ornat in der Domschatzkammer
Geschenk des Woiwoden Kmita, 1500

dung und der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Trachten der Bevölkerung entsprechend, entwickelte sich am meisten die Weberei und nahm einen besonderen Aufschwung.

Von vollendeter Schönheit und staunenswerter Farbenharmonie sind die bunten Stickereien auf Kleidern, Hemden, Gürteln und Pelzen. Kostbare, mit Silber- und Goldfäden vielfach durchwirkte Wollteppiche: „Kilimy", „Makaty", zeugen von feinem Kunstsinn und eingeborenem Verständnis für Zeichnung und Harmonie.

Ueberhaupt weist die Textilindustrie ganz Galiziens, die Hausindustrie der ländlichen Bevölkerung, mannigfache künstlerische Elemente auf, und es ist zu bedauern, dass diese Hausweberei über die Grenzen des Landes hinaus so wenig Beachtung findet.

Obwohl nun seit einiger Zeit, in erster Linie in Westgalizien, durch Gründung von Fachschulen und Webergenossenschaften die Weberei nicht mehr den Charakter der Hausindustrie trägt und schon fabrikmässig betrieben wird, hat sie sich in manchen Gegenden noch als eine häusliche Nebenbeschäftigung erhalten. Wo dies der Fall ist, werden auf selbstverfertigten, in der Konstruktion den Stoffen der örtlichen Tracht angepassten Webstühlen weisse und bunte Stoffe gewebt.

Nach alter Sitte wird Zwirn und Wolle von den Frauen mit selbst zubereiteten und gemischten Farben gefärbt. Die Farbenzusammenstellung und die Muster sind je nach der Gegend verschieden, überall weisen aber die Stoffe eine ungewöhnliche Dauerhaftigkeit auf und einen ganz eigenen, eingeborenen Kunstsinn.

Besonders interessant ist in einzelnen Gegenden die Sitte, grobe Handleinwand, die für Röcke und Schürzen usw. verwandt wird, mit Oelfarben in alten, überliefer-

ten Mustern zu bemalen; hervorzuheben sind die schon erwähnten „Kilimy“, Wollteppiche, die zur Wand- und Bodenbedeckung dienen und auch als Tisch-, Bett-, Reise- und Diwandecken, wie auch zum Schmuck der Kirchen verwandt werden.

Die Muster, die meist aus originell stilisierten Blumen und Bordüren bestehen oder bis zum Rande laufen, haben besondere, alte Namen.

Heute ist auch die Kilimweberei vielfach zum Kleingewerbe geworden. Viele Grossgrundbesitzer haben hierfür moderne Betriebe eingerichtet, wo sie unter Beibehaltung der alten Muster und Farbenzusammenstellungen die sogenannten galizischen Bauernteppiche herstellen.

Neben der Textilindustrie verdienen auch die Keramik und die galizischen Holzarbeiten besonders erwähnt zu werden. Neben einfachem, schwarzem Tongeschirr, werden bunte Teller und Töpfe von wunderbar transparenter Glasur und mit charakteristischer, stilvoller Ornamentik hergestellt, die mit zu den besten und interessantesten Produkten der Keramik gehören.

Auch hier machen sich orientalische Einflüsse bemerkbar, sowohl in der Form der Gegenstände, als auch in der Ornamentik und in den Farben. Bei den besonders interessanten Töpfererzeugnissen kommt die Ornamentik auf die einfarbige Glasur des Grundtones — weiss-braun-rot-schwarz — mit farbigen Glasuren in mehreren Farben und in verschiedensten, den betreffenden Gegenden wiederum eigentümlichen Motiven.

Auch die Korbflechterei wird gepflegt, und hoch aufgestapelt erscheinen auf den galizischen Märkten fest und kunstgerecht geflochtene Körbe, Wiegen usw.

Die zierlichen, feinen, mit grossem Kunstsinn verfertigten Schnitzereien der Bewohner der Ebene und der Berge und die reichgeschnitzten Möbel übertreffen in mancher Beziehung die bekannten russischen Holzarbeiten.

Deutlich spiegelt sich auch in der galizischen Holzindustrie das Zusammenleben der beiden Kulturen ab, und deutlich lassen sich die Merkmale und die originellen Eigentümlichkeiten der beiden nebeneinander lebenden Volksstämme erkennen.

Sowohl der polnische, wie der ruthenische Volksstamm hat sich seine stilistische Eigenart und seine künstlerischen Elemente bewahrt.

Die Ornamentik der ruthenischen Erzeugnisse beherrschen fast ausschliesslich ursprünglich geometrische Motive und Einflüsse des Orients, während in der Ornamentik der polnischen Volkskunst sich stilisierte Pflanzen, Blumen, Tiere und auch bereits historische Motive vorfinden. Ueberall ist hier die Beeinflussung durch fremde Stile, den romanischen, den gotischen, die Renaissance, das Barock, sowohl in der Form wie in der Ornamentik erkennbar.

Leider ist die galizische Volkskunst über die Grenzen des Landes hinaus ein völlig unbekanntes Gebiet, obwohl sie doch künstlerisch und ethnographisch ungemein Interessantes bietet, zumal sie sich zum grossen Teil bis auf den heutigen Tag in ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit bewahrt hat.

V

DIE WIRTSCHAFT DES LANDES

Landwirtschaft. — Forstwirtschaft. — Bodenschätze. — Industrialisierung Galiziens. — Finanzen. — Verkehrswesen.



1. LANDWIRTSCHAFT

Zur Zeit der reaktionären Aera Metternichs wurde Galizien auch in wirtschaftlicher Hinsicht als ein unterworfenes Land behandelt. Es sollte nur als Absatzmarkt für die Erzeugnisse der westlichen Länder dienen und seine Produktion deshalb gehemmt werden.

Viele Jahre hindurch litt das Land an den Folgen der Metternichschen Politik und konnte sich noch lange hernach nicht erholen.

Dann folgte der Kampf um die staatliche Verfassungsreform und die Autonomie, der die gebildeten Bevölkerungsschichten von ihrer Betätigung an der Hebung des Landes völlig abzog. Seinen Tiefpunkt erreichte der wirtschaftliche Niedergang Galiziens, als endlich die politischen Verhältnisse zwischen dem Kronland und der Monarchie geregelt wurden. Jetzt konnte man aber auch energisch an die wirtschaftliche Hebung des arg verwahrlosten und vernachlässigten Landes schreiten.

Besondere Verdienste erwarben sich hierbei der Landmarschall Zyblikiewicz und der Begründer der galizischen Petroleumindustrie Szczepanowski.

Trotz seiner heutigen umfassenden Industrialisierung ist Galizien ein ausgesprochenes Agrarland.

Von dem Gesamtareal von 7 849 200 Hektar entfallen auf die landwirtschaftlichen Betriebe 70 Prozent, und 26 Prozent auf die Forstwirtschaft. 80 Prozent der

Gesamtbevölkerung leben von der Landwirtschaft. Die landwirtschaftliche Einteilung der Bodenfläche ist aus folgender Tabelle ersichtlich:

Gesamtfläche: 7 849 200 Hektar*)

Aecker	%	Wiesen	%	Gärten	%
3806987	48,5	873688	11,13	108996	1,39
Weiden	%	Wälder	%	unproduktive Fläche	%
771692	9,83	2015323	25,68	254226	3,24

Was die Bodenbeschaffenheit anlangt, finden sich alle Arten vor: leichter Sandboden, schwerer Lehm- und Schwarzboden. Das Klima ist streng, kurze Sommer und lange kalte Winter bilden die Regel.

Besonders hemmend auf eine rationelle Entwicklung der Landwirtschaft Galiziens und auf die Intensität der Betriebe wirkt die Zerstücklung des Grundbesitzes in kleine Betriebe von 1 bis 10 Hektar einerseits, andererseits der Mangel an fachmännischer Bildung der grossen Masse der agrarischen Bevölkerung, die Verschuldung des Bodens und der Mangel an Betriebskapitalien. Hier ist auch der Grund für das fortwährende Ansteigen der Auswanderung ins europäische Ausland und nach Amerika und für die verhältnismässig geringen Ernteergebnisse Galiziens zu suchen. Dass trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse, die die Landwirtschaft zu überwinden hat, trotz der Krisen, von denen sie betroffen wird — besonders gefährlich war in letzter Zeit die vom Jahre 1912 —, Fortschritte und Hebung der galizischen Landwirtschaft zu verzeichnen sind, zeugt von der wirtschaftlichen Kraft des ga-

*) Das statistische Material ist zum grössten Teil dem Vortrag Dr. Sluszkiewicz': „Die Volkswirtschaft Galiziens und der Weltkrieg", abgedruckt in „Polen", entnommen.

lizischen Volkes, deren Erhaltung und Stärkung nicht nur für die Entwicklung Galiziens, sondern auch für die Monarchie von weittragender Bedeutung ist.

Der Ernteertrag von 1913 und die Anbaufläche der Getreidearten und Mais ergab folgende Zahlen:

	Anbaufläche in Hektar	Ernte in dz im ganzen	Ernte in dz pro Hekt.	Durchschnitt 1903 bis 1912
		Weizen		
Gesamtgebiet	1212892	16227547	13^{4}	13^{3}
Galizien	537411	5033821	9^{4}	11^{5}
Böhmen	227697	483952	21^{2}	17^{7}
Niederösterreich	78056	1315266	16^{9}	15^{9}
		Roggen		
Gesamtgebiet	1963602	27044707	13^{8}	13
Galizien	674666	5884912	8^{7}	10^{06}
Böhmen	530898	9943819	18^{7}	15^{8}
Niederösterreich	216282	3565065	16^{5}	14^{5}
		Gerste		
Gesamtgebiet	1092131	17501568	16	14
Galizien	328869	3264585	9^{9}	10^{5}
Böhmen	318513	7076134	22^{2}	17^{6}
Niederösterreich	70043	1037328	14^{8}	14^{1}
		Hafer		
Gesamtgebiet	1904718	26773700	14^{1}	11^{5}
Galizien	707072	6892732	9^{7}	10
Böhmen	499563	9773887	19^{6}	13^{9}
Niederösterreich	173165	2398546	13^{9}	11^{8}
		Mais		
Gesamtgebiet	285531	3379655	11^{8}	12^{1}
Galizien	58374	304785	5^{2}	11^{6}
Böhmen	42	1037	24^{7}	35
Niederösterreich	17917	357493	20	14^{8}

	Marktfähige Ware	Gesamtwert der Ernte in 1000 Kronen	Durchschnitt der letzten 5 Jahre 1909—1913 in 1000 Kronen
Gesamtgebiet	85^{9}	1470523	1564647
Galizien	68^{4}	387205	438685^{8}
Böhmen	96^{3}	507263	—
Niederösterreich	85^{1}	152563	—

Die Ueberwachung landwirtschaftlicher Interessen liegt der „Landeskommission für Landeskulturangelegenheiten“ und dem „Departement für landwirtschaftliche Angelegenheiten“, das bei dem Landesausschuss besteht, ob. Für die Förderung der Landwirtschaft haben sich die „Landwirtschaftsgesellschaften“ in Lemberg und Krakau und der „Zentralverband“ der Gauvereine, dem 1641 Gauvereine mit 71 000 Mitgliedern angehören, besondere Verdienste erworben, und endlich die zahlreichen landwirtschaftlichen Schulen und Versuchsstationen.

Von den der Finanzkontrolle unterliegenden und mit der Landwirtschaft zusammenhängenden Industrien gab es in der Periode 1909/10: 98 Bierbrauereien, die 1 441 094 hl Bier produzierten, 857 Brennereien mit einer Alkoholproduktion von 729 991 hl und Rübenzukkerfabriken.

Besonderes Interesse wird in Galizien der Viehzucht zugewendet. Neben Simmentaler, Ostfriesländer und Oldenburger Vieh, wird auch ein heimischer Schlag, das polnische Rotvieh gezüchtet, an Borstenvieh die Yorkshire und die Westfäler Rasseschweine. Kleingrundbesitzer betreiben in grossem Masse Schaf- und Geflügelzucht. Hohe Zahlen erreichte der Absatz der Molkereiprodukte. 1911 setzte der Molkereiverband

Lemberg nach Oesterreich-Ungarn und der Türkei für 1 128 000 Kronen Butter ab. Die galizischen Geflügel- und Eierverwertungsgenossenschaften setzen jährlich für 40 Millionen Kronen Eier nach Deutschland, nach der Schweiz und nach Frankreich ab. Dank der grossangelegten Tätigkeit des landwirtschaftlichen Syndikats, des „Verbandes der Landwirtschaft für den Absatz der Produkte“, dank der Organisation der „Galizischen Viehverwertungsgesellschaft“, dem Interesse und der Unterstützung, welche das Ackerbauministerium dem galizischen Viehstande und der Viehverwertung entgegenbringt, ist auf diesem Gebiete in Galizien ein mächtiger Aufschwung zu verzeichnen. Als besonders gesuchte Ware auf dem Wiener Markte gilt das galizische Borstenvieh. In den Jahren 1910 bis 1913 wurden insgesamt 1 561 000 Schweine galizischer Provenienz auf dem Wiener Zentralviehmarkte verkauft.

Hervorzuheben sind die hohen Ziffern der Nutztiere und des Geflügels, und interessant ist ein Vergleich mit den Zahlen des Gesamtgebiets und den Böhmens und Niederösterreichs:

Nutztiere und Geflügel im Jahre 1913

	Gesamtgebiet	Galizien	Böhmen	Niederösterreich
Pferde	1802848	905807	250428	145107
Hornvieh	9160009	2505012	2290587	609509
Schweine	6432080	1835935	1012789	709549
Schafe	2428101	358959	152998	44619
Ziegen	1256778	19284	406362	94500
Geflügel	35981129	11586372	9604069	2477369

Auftrieb von Schlachtvieh und Borstenvieh galizischer Provenienz auf dem Zentralviehmarkte zu St. Marx in Wien

	1910	1911	1912*)	1913*)
Schlachtvieh	27417	23782	15130	8383
Borstenvieh	223715	528325	546070	263574

Die auffallend hohe Zahl der Pferde erklärt sich aus der Vorliebe der polnischen Gutsbesitzer, ja sogar des kleinen polnischen Bauern für die Aufzucht dieser Tiere. An autochthonen Rassen wird nur eine Eigenart, der „Huzule", gezüchtet, im allgemeinen aber die orientalische Rasse bevorzugt und gepflegt. Trotz der Bedeutung, die in gewissen Gestüten dem englischen Pferde beigemessen wird, überwiegt fast durchweg das arabische Geblüt.

Neben den Staatsgestüten und Staatshengstendepots sind es vor allem die ersten Geschlechter des Landes, die sich der Hebung, Förderung und Pflege der Pferdezucht angenommen haben. Mit grossem Aufwand und durch fachmännische Kenntnisse haben sie ihre Gestüte zu einem weit über Galizien hinausgehenden Ansehen gebracht. So sind besonders auch über die Grenzen des Landes bekannt die Gestüte des Fürsten Czartoryski in Pelkinie, der Grafen Tarnowski in Chorzelow und Dzikow, des Grafen Dzieduszycki in Zarczowce, des Grafen Siemienski in Chorostkow, des Grafen Potocki in Lancut, des Grafen Lanckoronski in Ulaszkowice, des Ritters Ostaszewski in Klemkowka, des Ritters Jedrzejowicz in Dylagowka u. a. m.

*) Anmerkung. In den Jahren 1912—1913 war die Viehausfuhr aus vielen galizischen Bezirken wegen der epidemisch herrschenden Maul- und Klauenseuche verboten.

Die Ausführungen lassen erkennen, welchen Wert Galizien als Speicherkammer Oesterreichs besitzt, welche Bedeutung dem Lande für die Fleischversorgung Oesterreichs zukommt und wie hoch der Wert der galizischen Pferdezucht angeschlagen werden muss.

Es wäre deshalb für die weitere Entwicklung der galizischen Landwirtschaft zu wünschen, dass die sie hemmenden Hindernisse mit tatkräftiger Unterstützung der Regierung beseitigt und verschiedene unumgängliche Meliorationen energisch in Angriff genommen und beschleunigt würden.

2. FORSTWIRTSCHAFT

Das Ende des 18. Jahrhunderts noch äusserst waldreiche Galizien, dessen Forsten zu den Krongütern der polnischen Könige gehörten, wurde im Laufe der Zeit übermässig entwaldet.

Schon die polnischen Könige verschleuderten einen Teil der sich meilenweit hinziehenden Waldungen, und Aufteilungen grosser Komplexe folgten. Selbstverständlich behandelten die betreffenden Käufer und Unternehmer die erworbenen Wälder lediglich im Interesse ihrer Unternehmungen, nahmen in ihnen umfangreiche Rodungen vor und lieferten sie rücksichtslos übermässigen Nutzungen aus. Eine regelrechte Waldwirtschaft war damals unbekannt.

Hinzu kam die geradezu immense Schädigung — ja oft eine völlige Verwüstung — des Waldbestandes durch die vielen Servituten, mit denen die Güter belastet waren, und die einen Aufschwung selbst einer noch so primitiven Waldwirtschaft verhinderten: die Servituten der Waldweide, des Holzschlags, des Sammelns von trockenen Aesten und Blättern und Waldgras. Es erübrigt sich wohl der Hinweis darauf, zu welchen Ueberschreitungen und Uebergriffen seitens der Bauern — abgesehen von der an sich unerträglichen Belastung des Gutes — die Servituten führten.

Flugsand und schlechte Weiden breiteten sich jetzt dort aus, wo früher mächtige Urwälder die Fläche bedeckten.

Erst das Forstgesetz von 1852 gebot der immer weiter sich ausbreitenden Entwaldung des galizischen Landes einigermassen Einhalt und führte allmählich zu einer planmässigen Forstwirtschaft.

Die verwüsteten Waldungen wurden aufgeforstet, die Flugsandfläche bewaldet, unnötige Rodungen verboten und weitgehende Schonung empfohlen.

Der heutige Waldbestand Galiziens ist trotz der Verwüstungen, denen er ausgesetzt war, noch sehr wertvoll. Von der Gesamtfläche von 7 849 200 ha sind 2 015 323 ha bewaldet. Galizien ist somit eines der waldreichsten Kronländer, obwohl nur 26 Prozent seiner Oberfläche bewaldet sind.

Den weitaus grösseren Teil des Waldbestandes bilden Nadelwälder, die hier und da mit Laubholz durchwirkt sind. Kiefern, Fichten und Weisstannen herrschen vor, daneben die in Mitteleuropa unbekannte Schwarzföhre und Lärche; letztere wird leider auch in Galizien immer seltener. Auch sie erlag vielfach der früheren Misswirtschaft, und nicht genug wurde ihr wertvolles Holz gewürdigt. Alte, noch bis auf den heutigen Tag erhaltene — ganz besonders interessante und charakteristische — Kirchen und Herrenhäuser aus Lärchenholz zeugen von dem früher überaus reichen Bestand an Lärchen in den galizischen Waldungen.

Meilenweit ziehen sich auf den Bergen Fichten- und Tannenwälder hin, die Zirbelkiefer und Grünerle und der hervorleuchtende rote Holunder geben dem Hochgebirge das eigentümliche Gepräge.

An den Felsen wuchert der Alpenwacholder, während der gemeine Wacholder auch in den Niederungen vorkommt.

An den Grenzen des Holzwuchses stehen einsam und von Bergwinden gezaust die Krummholzkiefern.

In sandigen und lehmigen Niederungen wächst die Kiefer, in feuchten und nassen die Schwarzerle, auf schwerem, fruchtbarem Boden die Stileiche. Reine Lehmböden — im Südosten — weisen reiche Bestände

an Weissbuchen auf; Buchen bedecken die kalkhaltigen Hügel und sind auch im Gebirge in reinen Beständen zu finden.

Als seltene Erscheinungen seien noch der Sumpfporst auf moorigem Grund und der Seidelbast erwähnt.

An Bächen und Flüssen und längs der Dorfstrassen stehen Weiden. Schwarz- und Silberpappeln umsäumen die Dörfer und halten an den Bauernhütten Wacht.

Ganz ungleichmässig sind die Waldungen verteilt. Völlig mit Wäldern bedeckt sind die östlichen Karpathen. Prächtige Urwälder erstrecken sich hier und enden in undurchdringlichen Horsten, in einer noch völlig unausgenützten echten Wildnis. Auch das Westende der Karpathen ist waldreich, während die Mitte der galizischen Kette nur sehr verstreute Wälder aufweist.

Im westlichen Hügel- und Flachland stösst man nur selten auf bewaldete Gegenden, — nur bei Chrzanow, Myslenice, Bochnia. Erst in der Nähe des San wird das Land waldreicher. Die ausgedehnten, breiten Waldungen ziehen sich von hier bis an die Grenze im Nordosten hin (Tarnobrzeg, Cieszanow, Rawa, Sokal, Kamionka, Brody, Zolkiew, Zloczow). Durch die Bezirke Lemberg, Bobrka, Przemyslany, Brzezany, Podhajce, Buczacz — von Lemberg nach Südosten also — erstreckt sich nur ein bewaldeter Streifen, und in den Bezirken Borszczow, Czortkow, Trembowla und Husiatyn tauchen nur vereinzelt Wälder auf.

Erfreulicherweise ist nicht der ganze Waldbestand Galiziens der früheren Zerstückelung des Waldbesit-

zes und der bedrohlichen Verwüstung der Waldungen zum Opfer gefallen und ist, dank den Ankäufen und Rückkäufen seitens des Staates und von Privatleuten, dank der sich immer mehr entwickelnden Forst- und Waldwirtschaft jetzt gesichert.

Die Flächenbedeckung der galizischen Staatsforste beträgt 281 602 ha, während die Staatsforste des österreichischen Gesamtgebiets 714 034 ha umfassen. Auf Galizien allein entfallen also 39,5 Prozent. Der Nettoertrag der galizischen Staatsforsten beläuft sich auf 6,80 Kronen pro ha, der Nettoertrag der des österreichischen Gesamtgebiets dagegen bloss auf 5,20 Kronen, bei 2,81 Kronen Verwaltungsspesen pro ha in Galizien und 3,32 Kronen Verwaltungsspesen im Gesamtgebiet.

Ausser den staatlichen Domänengütern und Staatsforsten (Nadworna, Niepolomice, Lisowice, Dolina, Bolechow, Polanice, Mizun, Rachin, Turza, Delatyn, Dora, Worochta, Hryniawa, Rafajlowa u. a.) sind besonders die privaten Musterwirtschaften hervorzuheben, deren Besitzer den Wäldern nicht nur sorgsamste Pflege auf streng fachmännischer Grundlage angedeihen lassen, sondern auch das Holz selbst schlagen und sortieren lassen und in eigenen Fabriken die vollkommenste Ausnützung desselben ermöglichen (Zywiec, Krzeszowice, Izdebnik, Lancut, Krasiczyn, Poturzyca, die Forsten des Fürsten Sanguszko u. a.).

Neben künstlicher Verjüngung und besonders intensiver Wirtschaft dient meist die natürliche Besamung zur Verjüngung des Hochwaldes.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung Galiziens hat die früher nur durch Handsägen und in der Mehrzahl nur für den eigenen Bedarf geförderte Holzindustrie einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Wasser- und Dampfsägen traten an die Stelle der Handsägerei, und heute bildet die galizische Holzindustrie einen wichtigen Faktor des Ausfuhrhandels — vom einfachen, rohen Brett, bis zum feinsten Musikinstrumentenholz.

Auf den west- und südeuropäischen und auf den orientalischen Märkten gehören die galizischen Holzprodukte zu den gesuchtesten Erzeugnissen der Sägewerkindustrie.

3. DIE BODENSCHÄTZE GALIZIENS

Galizien besitzt das grösste Salzbergwerk Oesterreichs.

Schon im 15. Jahrhundert war der Salzreichtum Polens rühmlichst bekannt. Die Salzbergwerke Bochnia (auf der Linie Krakau—Tarnow) und Wieliczka (14 km südöstlich von Krakau) gehören zu den ältesten Europas. Auf einer Strecke von 520 km, von der Weichsel bei Wieliczka bis zur Moldau bei Kaczyka, folgen die Salzlager Galiziens dem Höhenzug der Karpathen. Besonders Wieliczka gehört wegen seiner überwältigenden Grossartigkeit, wegen seiner in das Salzgestein gehauenen Stockwerke, Strassen und Galerien zu den interessantesten Bergwerken Europas.

Mit der Zentralisierung der Salinen 1847 setzte der Aufschwung der galizischen Salzbergwerke ein.

Durch technische, auf der Höhe der Zeit stehende Verbesserungen, durch Verschüttung alter Schächte, Nachteufungen und Neuausmauerungen einerseits, und durch die Einführung eines systematischen Abbaus der Salzlagerstätten andererseits, durch Abfangen des Grubenwassers, durch den Bau einer elektrischen Kraftzentrale und eines Sudwerkes für reines Speisesalz, durch Regelung des ganzen Salinenbetriebs wurden die Salzbergwerke Wieliczka und Bochnia von Grund aus umgestaltet und modernisiert.

Die Mächtigkeit der Salzlager — hauptsächlich tritt Salz in Lagern auf, ab und zu auch in Stöcken und Adern — beträgt bei einer Ausdehnung von 4 km vielfach 20 m und stellenweise, bei übereinander geschichteten Lagern, bis weit über 50 m.

Wieliczka und Bochnia produzieren Steinsalz, und zwar ein mittel- und grobkörniges, das vermöge sei-

ner absoluten Reinheit ohne weiteres als Speisesalz verwandt werden kann, ein kleinkristallinisches, 6 Prozent Quarzsand und Bitumen enthaltend, und ein grosskörniges, sogenanntes Fabriksalz oder Grünsalz, das 5 bis 6 Prozent Ton und Anhydrit enthält.

Neben den genannten Salzbergwerken kommen noch besonders neun, im Osten am Nordfusse der Karpathen gelegene Salinen in Betracht in: Lacko, Stebnik, Drohobycz (die grösste Ostgaliziens), Bolechow, Dolina, Kalusz, Delatyn, Lanczyn und Kosow. In Kalusz und Stebnik kommen auch Kalisalze in abbauwürdigen Mengen vor.

Zahlreiche Solquellen sprudeln in der westgalizischen und ostgalizischen Zone. Die Salinen versieden fast durchweg natürliche Sole (Quellsole), und nur die in Lacko, Stebnik, Kalusz und Kosow versieden zum Teil auch künstliche Sole.

Die Gesamtproduktion an Salz, deren Gesamtwert in den Jahren 1911 bis 1913 und das Verhältnis zum Gesamtgebiet zeigt folgende Tabelle:

	Produktionen in dz in den Jahren			Wert in 1000 Kr. im Jahre		
	1911	1912	1913	1911	1912	1913
Gesamtgebiet	3427317	3967293	3590025	47154	47315	51099
Galizien	1412151	1689819	1997694	18046	16898	20675

Die Rohölproduktion Galiziens rangiert in der Weltproduktion gleich nach Nordamerika und Russland; als Produktionsgebiet Europas nimmt Galizien die zweite Stelle ein. Die Oelproduktion des Kronlandes deckt den Gesamtbedarf Oesterreich-Ungarns und wird ausserdem noch nach dem Auslande, hauptsächlich nach Deutsch-



Erker im zweiten Stock des Königsschlosses
(phot. Maslowski)

1912 betrug die Gesamtproduktion der Steinkohle 19 105 321 Doppelzentner, der Gesamtwert 15 264 717 Kronen. Die Gesamtproduktion der Braunkohle betrug 358 658 Doppelzentner, der Gesamtwert 453 186 Kronen.

An Eisenerz förderte der galizische Bergbau 1910 41 758 Doppelzentner, an Bleierz 58 645 Doppelzentner und an Zinkerz 23 021 Doppelzentner, zusammen im Werte von 11 575 618 Kronen.

Der Hüttenbetrieb lieferte hauptsächlich 88 657 Doppelzentner Zink im Werte von 4 633 272 Kronen.

Zum Schluss sei noch auf den galizischen Reichtum an starken Heilquellen hingewiesen. Die Heilkraft der Quellen steht den bekanntesten ausländischen in nichts nach, im Gegenteil, übertrifft sie in mancher Hinsicht bedeutend. Leider geniessen die zahlreichen Bäder, Kurorte und Sanatorien infolge des völligen Mangels an Reklame nicht genügende Beachtung im Auslande und werden hauptsächlich nur von Polen besucht, obwohl ihre Quellen, deren Wasser (stark kalkhaltige Eisensäuerlinge mit tonischen, stärkenden und austrocknenden Eigenschaften, alkalische Säuerlinge u. a.) ausserordentlich wirksame Heilkraft besitzen, und ihre Naturschönheiten, die ungewöhnlich heilsame Höhenluft und Sonnenbestrahlung die Ortschaften befähigen, manchem Bad und Kurort von Weltruf an die Seite gestellt zu werden.

Zu den bekanntesten Kurorten gehören: Zegiestow, Szczawnica, Krynica, Iwonicz, Truskawiec und Zakopane.

4. DIE INDUSTRIALISIERUNG GALIZIENS

Die Tätigkeit der autonomen Landesvertretung, die Bemühungen und die Organisation des Zentralverbandes der galizischen Fabrikindustriellen, der Landesindustriekommission, der Handels- und Gewerbekammern und die Arbeit einer stattlichen Reihe von industriellen Institutionen haben im Laufe der Jahre die Industrialisierung Galiziens ins Werk gesetzt.

Obwohl diese Bestrebungen erst vor zirka 30 Jahren begonnen haben, ist heute schon die Behauptung von dem industriearmen Galizien hinfällig geworden. Die Aufgabe war um so leichter, als die Bedingungen in hohem Masse durch den Reichtum des Landes an Rohstoffen und Bodenschätzen schon gegeben waren. Den Beweis für den raschen Aufschwung der galizischen Industrie liefert das ständige Steigen des Wertes der industriellen Produktion in den letzten Dezennien.

Dieser Umstand hat auch die Aufmerksamkeit der westlichen Industrie- und Finanzkreise auf Galizien gelenkt und sie zu einer regen Betätigung an neuen Industriegründungen bewogen. Besonders ist es Westgalizien, das an dem industriellen Aufschwunge teilnimmt. Der Osten wird wohl auch in der Zukunft durchweg Agrarland bleiben. Als charakteristisches Merkmal des wirtschaftlichen Entwicklungsprozesses Galiziens und als Beweis für die fortschreitende Industrialisierung des Landes gilt der plötzliche Uebergang zahlreicher Hausindustriegenossenschaften von der manuellen Fabrikation zur maschinellen. Auf diese Weise sind die Genossenschaften modernisiert und innerhalb ganz kurzer Zeit auf eine hohe Stufe gebracht worden.

Unter den Industriezweigen Galiziens stehen an er-

ster Stelle die Spiritus-, Salz-, Mineralöl- und Steinkohlenindustrie.

In den letzten Dezennien reihte sich eine Gründung an die andere, bestehende Betriebe wurden erweitert und modernisiert. In der Eisen- und Metallindustrie sind in kurzer Zeit zwanzig neue Fabrikbetriebe entstanden.

Die Textilindustrie wurde durch Gründung von Baumwollwebereien und Kammgarnspinnereien, denen grosse Kapitalien zur Verfügung gestellt wurden, gehoben. Besonderen Aufschwung nahm die Papierfabrikation durch Erweiterung bestehender Betriebe und durch Neugründung von zahlreichen Zigarettenpapier- und Packpapierfabriken.

Heute werden fast alle Industriezweige im grossen betrieben, und die einzelnen Gesellschaften verfügen über hohe Kapitalien. Neben zahlreichen Raffinerien, Petroleum-, Naphta- und Mineralöl-Aktiengesellschaften, bestehen Fabriken und Gesellschaften für Bohrwerkzeuge, Tuch- und Papiermanufaktur, Diamantschleifereien, Eisenkonstruktions- und Schmiedewaren, für Möbel, Spielkarten, Bugholzverarbeitung, Zuckerfabriken, Seifenfabriken, Zement-, Ammoniak-, Soda-, Kalifabriken, Dampfmühlen, Steinkohlengewerkschaften, Brauereien u. a. m.

Wenn auch die galizische Industrie sich im Verhältnis zu dem Reichtum der natürlichen Vorbedingungen noch nicht genügend entwickelt hat, so ist aus obigen Ausführungen ersichtlich, dass dem Lande gerade wegen dieser günstigen Vorbedingungen ein immenser Aufschwung bevorsteht.

Trotz der Verheerungen und Verwüstungen des Krieges dürften die unzerstörbaren Werte, die das Land in so hohem Masse in sich birgt, einen Wiederaufbau in absehbarer Zeit ermöglichen.

5. FINANZWESEN

Erst mit der Gründung der Landesbank für Galizien 1883 begann die Entwicklung der Geld- und Kreditwirtschaft.

Seit dieser Zeit setzte denn auch das galizische Geschäftsleben energisch ein, dank der Unterstützung des Landtages und der von ihm zur Förderung des Handels und der Industrie getroffenen Massnahmen. Es muss anerkannt werden, dass innerhalb dieser kurzen Zeitspanne die galizische Geldwirtschaft eine unverhältnismässig hohe Stufe erreicht hat.

Galizische Banken

	1913
Anzahl	10
Aktienkapital	58840000*)
Reserven	28830000
Kreditoren **)	182275366
Emissionen	842454060

Sparkassen

	1900	1910	1913
Anzahl	44	52	53
Einlagenstand	184479683	318775233	323768450*)
Reserven	11835029	16262906	16081054
Hypothekar- und Kommunaldarlehen	122618332	216223095	248364408
Wechselportefeuille	25191909	52713995	39856411

*) In Kronen.

**) Gegen Einlagebücher, Kassascheine und aus laufender Rechnung.

Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften

	1900	1910	1912
Anzahl	560	1378	1578
Mitglieder	421555	894224	1016264
Anteile	22066288	73619196	86597284*)
Reserven	6916031	19121377	23142853
Spareinlagen	78566753	261484060	262168515
Debitoren	117763392	477772377	530707945

Raiffeisenkassen

	1900	1910	1912
Anzahl	63	1089	1334
Mitglieder	7716	224902	288563
Anteile	39823	2032847	2718349*)
Reserven	10258	2128851	3268633
Spareinlagen	641756	41618253	65434684
Darlehen	535786	22663199	66370653
Effekten und Lokationen	36396	5881312	10894669

*) In Kronen.

6. VERKEHRSWESEN

Die Stadt Lemberg bildete im ehemalig polnischen Reich den verbindenden Mittelpunkt des Orients mit dem Okzident.

Infolge der hohen Entwicklung des Transithandels lag der Gedanke einer Verbindung der Nordsee mit dem Schwarzen Meer über Galizien nahe. Leider verblieb es bei grosszügigen Plänen und Projekten.

Noch 1817 war das Land in der Hauptsache auf die zwei Haupttrakte, den Wiener- und den Karpathentrakt, als Verkehrsadern angewiesen, und erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde der Strassenbau energisch in Angriff genommen. Der galizische Landesausschuss war es, der in dieser Beziehung tatkräftig die Initiative ergriff. Heute verfügt Galizien über zirka 16 000 Kilometer gut erhaltener Chausseen.

An flöss- und schiffbaren Wasserstrassen besitzt das Land 32,2 Prozent aller flöss- und schiffbaren Wasserstrassen Oesterreichs, mit einer Länge von 202 800 Kilometern.

Zur Förderung des Eisenbahnbaues und Eisenbahnbetriebes haben das Haus Rothschild, das 1835 mit der Strecke Wien—Bochnia begonnen hatte, und Fürst Leo Sapieha als Präsident des Verwaltungsrates einer von polnischen Grossgrundbesitzern 1858 gegründeten Aktiengesellschaft für den Bau der Krakau—Lemberger Bahn wesentlich beigetragen. Ueber den heutigen Stand der galizischen Eisenbahnen und über das Verhältnis zu den Eisenbahnen des Gesamtgebiets gibt folgende Tabelle Aufschluss:

Eisenbahnen mit Ende des Jahres 1913

	Länge in km	Verhältniszahl	1 km Bahnlänge entfällt auf km	Auf 100000 Einw. entfall. km Bahnen	Anlagekapital in Kronen rund
Gesamtgebiet	23184	100%	13,19	79,60	8500000000
Galizien	4238	18,28%	19,05	51,30	900000000



Ruine der Benediktinerabtei in Tyniec bei Krakau



seiner Geliebten, der schönen Jüdin Esther, einen Erdhügel hat aufwerfen lassen.

An einem steilen Felsen an der Weichsel erhebt sich in prachtvoller Lage, von dichten Wäldern umgeben, ein altes, im 16. Jahrhundert von Johann Succatori erbautes Kamaldulenser Kloster, Bielany.

Mit ungeheurem Aufwand kam der imposante Bau zustande. Riesige Mauern wurden auf dem Felsen errichtet, Gewölbe über Gewölbe getürmt und darauf erst die Erde aufgeworfen.

Inmitten dieser reizvollen Umgebung, an der ausgelassen und freudig dahinschäumenden Weichsel, im Grün dieser hängenden Gärten, erschallen nur die Worte „memento mori" der weltentrückten Mönche, die in tiefster Einsamkeit hier die Blumengärten pflegen und nachts asketisch sich in Särge zur Ruhe legen. Ein in silbernen Tönen gehaltenes Bild des heiligen Sebastian aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, eine der wertvollsten Schöpfungen jener Zeit, schmückt das von tiefer Ruhe umströmte Kloster.

Ungefähr eine Meile von Krakau erheben sich auf einem in zwei Teile gespaltenen Felsen die mächtigen Ruinen eines anderen Klosters, das ebenfalls die Weichsel umspült. Einst stand hier eine reiche Benediktinerabtei.

König Boleslaw Chrobry (993—1012) und seine Gemahlin Judith gründeten bei der Burg Tyniec eine Kirche und ein Kloster und übergaben sie den aus Lüttich nach Polen berufenen Benediktinern, die von hier aus eine weitgehende zivilisatorische Tätigkeit entwickelten. Von den polnischen Königen immer wieder beschenkt, gehörten später über 100 Dörfer zum Besitz der Abtei, welche die reichste in ganz Polen war. Das berühmte Archiv und die Bibliothek der Abtei, die

während der schwedischen Kriege geplündert wurden, gingen teilweise in die Hände von Privatleuten über, teils wurden sie nach Lemberg überführt, wo sie einer Feuersbrunst erlagen.

Ein sehr wertvolles, aus den Tyniecer Sammlungen stammendes und von einem Meister der kölnischen Schule (Anfang des 11. Jahrhunderts) illuminiertes — Gold auf purpurnem Grund — Missale befindet sich in Warschau.

Die reiche Bibliothek des Zisterzienser Klosters in Mogila stammt aus dem 12. Jahrhundert. Die spätromanische Klosterkirche mit vielfacher Anwendung des Spitzbogens birgt interessante Gemälde und wertvolle Stiche aus dem 17. Jahrhundert.

Sowohl von den Benediktinern wie von den Zisterziensern wurde besonders die Miniaturmalerei gepflegt, wie es aus den Illuminationen der noch erhaltenen Klosterchroniken und Klosterbücher zu ersehen ist.

Noch ein anderes Benediktinerkloster erhob sich einst am rechten Weichselufer, bei Piekary, auf einem schroffen Kalkfelsen. Boleslaw der Kühne hatte es gegründet. Heute krönen Ruinen den aus den Fluten aufstrebenden Felsen. Erhalten ist nur die äussere Umfassungsmauer und die im 15. Jahrhundert restaurierte Kirche.

Durch Wälder und Sümpfe, durch die Dulower Wildnis führt der Weg von Krakau nach Krzeszowice.

Das südlich gelegene Gebiet um den Marktflecken Alwernia herum, das auf Porphyrlava aufgebaut ist, und um Regulice mit den vielen, aus einem riesigen, un-

terirdischen Wasserbecken abfliessenden und die Ortschaft umsprudelnden Quellen ist die Heimat des Melaphyrs und des Porphyrs.

Krzeszowice selbst wird schon in den Chroniken des Jahres 1286 erwähnt. In anmutig schöner Umgebung, inmitten von grossen Gärten und Parkanlagen, liegt das imposante Schloss der Grafen Potocki, das eine wertvolle Porträtsammlung besitzt. Die nach den Plänen des preussischen Hofarchitekten Schinkel von der Gräfin Sophie Potocka erbaute Kirche schmücken Figuren der vier Evangelisten, von der Hand des Bildhauers Friedrich Kuhn, und den gotischen Hauptaltar ein Gemälde Kupelweisers. Zu Füssen einer thronenden Madonna die heilige Sophie. In einer Kapelle ist ein grosses Holzgemälde Santi Titis erwähnenswert.

Hinter dem Rand des Krzeszowicer Beckens erhebt sich bei Tenczynek eine dicht bewaldete Melaphyrkuppe. Mächtige Ruinen beherrschen von der Kuppe aus die Gegend. Zu ihren Füssen kauert das gemauerte Kirchlein von Tenczynek mit einem gewölbten Holzdach. Hier liegen die Gebeine der einst mächtigen Herren von Tenczyn.

Die Burg, deren Ruinen auf dem Gipfel der Kuppe lagern, wurde 1320 erbaut, im 16. Jahrhundert restauriert und spielte während der Schwedenkriege eine bedeutende Rolle. Heute ragen noch die 5 Basteien und die äussere Umfassungsmauer stolz empor, und die grossen Kellergewölbe trotzen den Jahrhunderten. In stiller Pracht und tiefster Einsamkeit stehen sie als stumme Zeugen glänzender Vergangenheit.

In den Fensteröffnungen wuchert die Eberesche, und an das Gesims schmiegen sich verschüchtert schlanke Fichten und Tannen.

An einem mit üppigem Laubwald bedeckten und

grasbewachsenen Hang lehnt — in der Nähe von Krzeszowice — das im Barockstil erbaute Karmeliterkloster Czerna, eine romantische Schlucht zu Füssen. Das Innere der mit hervorragender Akustik ausgestatteten Klosterkirche ist in weissen und schwarzen Tönen gehalten. Ernst heben sich von den weissen Wänden die Altäre aus schwarzem Marmor ab.

Bei dem Kloster Czerna beginnen die Erz führenden Dolomiten, und das östlich gelegene Dembnik ist die Heimat riesiger Steinbrüche des schwarzen devonischen Marmors, der nicht allein viele Kirchen und Grüfte der Umgebung ziert, sondern auch den Städten anderer Länder das wertvolle Material liefert. Der Hauptaltar der Stefanskirche in Wien ist aus polnischem Marmor gemeisselt, der Sarkophag der Familie Arzat in Breslau ist aus „schwarzem cracaischem Marmor".

1787 nahm König Stanislaw August Poniatowski die Dembnicer Marmorbrüche von den Karmelitern in Pacht und berief die Italiener Scianta, Galli und Gibli zur Gewinnung und Verarbeitung des Materials. Die Leitung der Fabrik übergab er dagegen M. Bacciarelli.

Ausser dem schwarzen Marmor kommt in der Umgegend von Krzeszowice auch Euritporphyr (porfiro rosso antivo), der dunkelrote Marmor vor.

Sczakowa und Jaworzno ist die Gegend des Hauptvorkommens von Steinkohle und Eisenerzen. Die Steinkohlenlager des Krakauer Gebiets hängen aufs innigste mit dem schlesisch-polnischen Steinkohlenbecken zusammen. Entdeckt wurden sie erst Ende des 18. Jahrhunderts bei Jaworzno.

Zwei Meilen südöstlich von Krakau liegt am Fusse des nördlichen Karpathenrückens die Bergstadt Wieliczka mit ihrem altehrwürdigen, riesigen Steinsalzbergwerk.

Aus den beglaubigten Urkunden über Privilegien und Schenkungen, die an Klöster verliehen wurden, lassen sich die Anfänge des polnischen Salzbergbaus bis in das 11., beziehungsweise 12. Jahrhundert zurückführen. Boleslaw Krzywousty hat 1105 neben anderen Benefizien der Benediktinerabtei in Tyniec „ad magnum salem quattuor targove et quattuor tabernae" überlassen.

Die Salzgruben bildeten eine bedeutende Einnahmequelle der polnischen Könige, und vielfach werden von den Chronisten Einkünfte aus den Salzgruben als „donum nuptiale" im königlichen Hause bezeichnet und mit festen Summen eingesetzt, die für die damalige Zeit sehr beträchtlich erscheinen. Die polnischen Könige bemühten sich denn auch, die Salzgewinnung nach Kräften zu fördern. Zu diesem Zwecke wurde die Stadt Wieliczka mit den wohlwollendsten Privilegien ausgestattet. Weit und breit war damals der Salzreichtum Polens bekannt und berühmt. „Regio polonica salis gravida."

Besonderen Aufschwung nahm das Salzbergwerk von Wieliczka zur Zeit der Regierung Stefan Batorys (1576—1586). In Tausenden von Fässern ging das Salz von hier nach dem ganzen polnischen Reich, und Scharen von Bergarbeitern, Beamten und Flössern wurden hier beschäftigt.

Ueberwältigend ist der Eindruck beim Betreten des Steinsalzbergwerks von Wieliczka. Mächtige Hallen,

wunderbare Gewölbe, mehrere Stockwerke hohe funkelnde und glitzernde Salzwände, abgründige Tiefen. Von gigantischen Mauern umschlossen, ruht unter einem riesigen Gewölbe, das schlanke Pfeiler stützen, ein grosser, seltsam wunderlicher Salzsee. Der „Przykos". 60 m lang, 34 m breit und 7 m tief.

Geologisch gehören die galizischen Salzlager den miozänen Gebilden der Tertiärformation an. Sowohl Wieliczka wie Bochnia ist eine Meeresablagerung. Die organischen Reste von Meerestieren deuten darauf hin. Einzelkoralle, Foraminiferen, Seeigel, Krustazeen u. a. finden sich im Steinsalz und im Ton vor.

Auf 6,5 km erstreckt sich das Salzgebirge von Wieliczka, dessen unterer Teil geschichtet, der obere dagegen ungeschichtet ist. Der geschichtete Teil, der dem unteren Miozän angehört, erstreckt sich in einer 150 m mächtigen Schichtenfolge und besteht aus einer Wechsellagerung von Ton, Sandstein, Anhydrit, Gips und Steinsalz. Nach Osten und Westen bauen sich die Schichten wellenförmig, abgerissen oder senkrecht auf und verflachen nach Süden zu. Dagegen bildet der nicht geschichtete Teil des Salzgebirges, der sich durch die ganze Grube hinzieht, die Decke des unteren Teils und besteht aus Salzton.

In oberster Lage kommt das Grünsalz in groben Kristallkörnern vor. Darunter lagert das Spizasalz — der Name stammt angeblich von den Grubenarbeitern aus Spiz, die es zuerst gewonnen haben. Längliche, kleine Kristalle. Die tiefste Lage nimmt das kleinkörnige, meist ganz reine „Szybiker Salz" ein. Eine Abart des letzten bildet das ganz durchsichtige, sogenannte Perlsalz, mit dem einst ein schwunghafter Handel nach Holland und England getrieben wurde, und aus dem

Uhren, Kreuze und andere als Andenken geeignete Gegenstände hergestellt werden.

Nie dringt ein Sonnenstrahl in dieses unterirdische Reich. Eine ewige Finsternis. Gespenstisch flackern nur die Lampen und die Grubenlichter. Die Luft ist jedoch überall frisch und gemässigt.

Bei besonderen Festlichkeiten flammen in allen Räumen, in allen Sälen, tief unten und bis hinauf zum letzten Stockwerk, Lichter und Lampions auf und Musik ertönt. Der unterirdische Palast funkelt und glitzert und strahlt in allen Farben. Ein märchenhaftes Bild.

Viele Tagschächte führen in die Grube. Zwei von der Stadt Wieliczka aus. Einer davon mit der zur Zeit Augusts III., 1744, mit einem Kostenaufwand von 40 000 Gulden erbauten, 470 Stufen zählenden Wendeltreppe.

Früher liess man sich an einem Seile in die Tiefe nieder. Wer diesen Weg wählte, trug seinen Namen in ein Gedenkbuch ein, wurde dann mit einem weissen Leinwandhemd bekleidet, zum Schutze vor dem Salzstaub und der triefenden Feuchtigkeit, und setzte sich in den am Seil angebrachten und mit Armgurten versehenen Sessel. Mit den Händen hielt man sich am Seile fest.

Die Höllenfahrt konnte beginnen. Fackeln wurden angezündet. Zwei oder drei Knappen, von denen einer mit einem Stabe das senkrechte Herabsinken des Seiles regulierte, eröffneten die Fahrt. In wenigen Minuten sauste man in die Unterwelt.

In die unteren Stockwerke gelangt man auf einer bequem in Salz gehauenen Treppe — bis auf den Boden des Bergwerkes. Alle Stockwerke haben geräumige Galerien, Kammern, Gänge und Strassen, die im Laufe der Zeit beim Abbau des Salzes entstanden sind. Nach

allen Richtungen laufen sie und kreuzen sich. Man wähnt sich in einem grauenhaft verstrickten Labyrinth. 16 Teiche ruhen im Innern.

Eine in Salz gehauene Antoniuskapelle ist im 1. Stockwerk errichtet. Ein grosses Erlöserkreuz aus Salz befindet sich am Eingang, und im Innern steht die aus einem mächtigen Salzblock gemeisselte Statue König Augusts II. in Lebensgrösse.

Im selben Stockwerk befindet sich noch die Kammer Lentow, ein Tanzsaal mit einer Galerie für das Orchester. Schlanke Säulen aus kristallisiertem Salz stützen den Saal. Schwere Lüster hängen von der Decke herab. Hier finden die feierlichen Empfänge statt, und die Besucher der Salinen ruhen hier nach der anstrengenden Besichtigung aus.

An die 70 Kammern von bedeutender Grösse gibt es, viele mit mächtigen Statuen, Säulen, Kronleuchtern usw. geschmückt.

Ein unterirdisches Märchenreich.

Das Salzbergwerk verfügt im ganzen über 2 Einfahrtsschächte: Kronprinz Rudolf, 204 m, Kaiser Franz, 63 m; weiter über 3 Förderschächte, die zugleich auch Wasserhaltungsschächte sind: Kaiser Josef II., 302 m, Kaiserin Elisabeth, 298 m, Kaiser Franz Josef I., 197 m; und endlich 3 Ventilationsschächte: Gursko, 183 m, Boza Wola, 148 m, Loys, 141 m. Der obertägige Transport wird mit normalspurigen Bahnen befördert.

Der Eindruck, den man von dem berühmten Wieliczka davonträgt, ist tatsächlich überwältigend. Ein höllisches Wunder der Natur, von Menschenhand gebannt und beherrscht. Die riesigen, abgesprengten Salztrümmer, die unzähligen, schlanken und mächtigen Pfeiler, aus Salz gemeisselt, die endlosen Stiegen und Galerien und Gassen, in Salz gehauen und an ungeheure

Mauern gelehnt, die im flackernden Schein der Grubenlichter seltsam glitzern: ein unterirdisches Salzreich von beklemmender Pracht und blendendem Glanz.

Die Entdeckung des zweiten Salzbergwerks Westgaliziens, Bochnia, fällt wohl in dieselbe Zeit, wie die Wieliczkas. Wenn auch Bochnia bei weitem kleiner ist, so ist es doch nicht minder wertvoll.

Hier bildet die Salzformation einen Salzstock, der sich steil von Süden nach Norden aufrichtet. Das Bergwerk verfügt über 3 Einfahrts- und Ventilationsschächte: Sutoris, 294 m, Floris, 274 m, und Regis, 70 m; weiter über einen Förderschacht: Campi, 413 m; endlich einen Fahrschacht: Trinitatis, 216 m.

Im Gegensatz zu Wieliczka wird der Salztransport hier vermittels einer 1,1 km langen Drahtseilbahn befördert, welche den Förderschacht Campi mit der Eisenbahnstation Bochnia verbindet.

Bochnia selbst wurde 1251 zur Stadt erhoben, brannte dann 1447 fast gänzlich ab und wurde 1702 vorübergehend von den Schweden besetzt.

VON DER WESTGRENZE BIS ZUR RABA

Biala. — Anschwitz und Zator. — Zywiec. — Lanckorona. — Kalwarya Zebrzydowska.

Hart an der Grenze Oesterreichisch-Schlesiens und Galiziens, am Bialafluss, ragen zahlreiche Fabrikschlote empor. Einer der Hauptsitze galizischer Industrie, einst neben Brody an der russischen Grenze der wichtigste Handelsplatz Galiziens: Biala. Eigentlich eine Schwesterstadt: Bielitz-Biala.

An der Grenze von Preussisch-Schlesien und Galizien liegen die Herzogtümer Oswiecim (Anschwitz) und Zator, die bei der ersten Teilung Polens Oesterreich zufielen. Die Stadt Oswiecim, an der Sola, ist eine alte polnische Gründung aus dem Jahre 1000. Seit 1179, wo es Kasimir I. den schlesischen Fürsten schenkte, trug es den Titel eines Herzogtums. 1457 wurde es von Polen wiedergekauft.

Nur noch eine Bastei auf dem hohen Solaufer ragt als Rest der Burg empor, die hier einst gestanden und Mitte des 15. Jahrhunderts als Sitz einer gefährlichen Räuberbande berüchtigt war.

Zator an der Skawa war einst die Residenz der schlesisch-zatorschen Herzöge. Auf einem Hügel erhebt sich ein düsteres Schloss mit einer alten, gotischen Kirche.

Durch ein industriell sehr reges Land, an Eisenwerken vorbei, gelangt man südlich in das Gebiet der Güter des von den Polen hochgeschätzten Erzherzogs Karl Stefan: Zywiec (Zaybusch) an der Sola, früher Besitz der Herzöge von Zator.

In einem weiten, mit Hügeln verbrämten Tale breitet sich die Stadt aus. Seit jeher gehörte Zywiec zu

den wohlhabendsten Ansiedlungen Galiziens. Hier blühte die Hausindustrie: weit und breit waren die Zywiecer Korbwaren, Holzschnitzereien, Leinen und Stoffe bekannt. Noch heute weisen zahlreiche Fabriken in der Stadt und in der ganzen Umgegend auf eine wohlentwickelte Industrie hin. Bemerkenswert ist das altertümliche Schloss mit seinen Parkanlagen. Wertvolle Holzschnitzereien aus dem 16. Jahrhundert besitzt die Pfarrkirche.

Auffallend ist die geringe Anzahl von Juden, die fast alle anderen galizischen Städte überfüllen und ihnen sehr oft ein charakteristisches Gepräge geben. Dieser befremdende Umstand ist auf ein altes Privilegium der Stadt zurückzuführen, wonach sich keine Juden hier ansiedeln durften. Gewohnheitsmässig scheuen sie auch heute noch, sich dauernd in Zywiec niederzulassen.

In dem an dem Zusammenfluss der Bäche Skawa und Stryszawka, östlich von Zywiec, gelegenen Sucha steht das alte Schloss der Grafen Branicki, das eine reiche und sehr wertvolle Bibliothek beherbergt.

Auf einem 550 m hohen, mit dichtem Wald bestandenen Berge erheben sich die Ruinen einer von Kasimir dem Grossen erbauten Burg. Dunkle Tannen umrauschen sie, und weisse, schlanke Birken beleben die düstere Pracht des alten Kastells. Zu seinen Füssen breiten sich weite Wiesenteppiche aus und das stille, anmutige Tal der Skawa. Es ist Lanckorona.

Einen nahen, 406 m hohen Berg krönt ein grosses Kloster mit einer gotischen Kirche. 1603 wurde es von dem mächtigen polnischen Magnaten, dem Krakauer Woiwoden Nikolaus Zebrzydowski gegründet, von dem es auch den Namen empfangen hat: Kalwarya Zebrzydowska. Ein berühmter Wallfahrtsort.

Wertvolle alte Gemälde und kostbare Schnitzereien

birgt das Kloster und die Klosterkirche. Ueber den Hang sind zahlreiche Kapellen verstreut, die im dunklen Grün des Waldes versinken. Den Kalvarienberg hinauf bewegen sich die Prozessionen der Wallfahrer, mit flatternden Fahnen und flackernden Lichtern, im andächtigen Gebet.

Dieser westliche Teil Galiziens bietet landschaftlich ungemein viele Schönheiten. Eine Grenzscheide zwischen Gebirge und Ebene. Zwischen den Blumen der Wiesen und dem würzigen Duft der Tannenforsten, zwischen den verkrümmten Weiden an Strassen und Bächen, dem frischen Grün der silberschimmernden Birken und dem dunkleren Ton der rauschenden Tannen und Kiefern, zwischen leise murmelnden Bächen und dem Getöse reissender, tückischer Gebirgsströme.

Schroff und steil erheben sich aus der Ebene hohe Bergrücken, von dunklen Wäldern bewachsen, von blumendurchwirkten Teppichen und anmutigen Tälern umsäumt. Durch Einschnitte und Dämme, über Brücken und Viadukte schlängelt sich der Zug. Durch die Oeffnungen der Bergrücken braust die Raba hervor, und altehrwürdige Burgen und Ruinen halten auf den Höhen und an Abhänge geschmiegt Wacht.

IN DER HOHEN TATRA UND DEN PIENINEN

Podhale. — Nowy Targ. — Zakopane. — Czorsztyn. — Rotes Kloster. — Szczawnica. — Krynica. — Zegiestow. — Neu Sandec. — Alt Sandec.

In stiller Schönheit breitet sich vor den zerklüfteten und zerrissenen Mauern der Tatra eine der schönsten Hochebenen Europas aus: Podhale.

Weiss schimmernde Bänder winden sich zwischen den Hügeln hindurch — der schwarze und der weisse Dunajec. Eine alte, im 13. Jahrhundert gegründete Stadt, Nowy Targ (Neumarkt), liegt am Zusammenfluss der beiden Ströme mit der Bialka und bildet die Hauptortschaft der Hochebene. Auf einer Anhöhe im Norden steht schüchtern, mit Moos halb bedeckt, ein Kirchlein aus Lärchenholz. An die 500 Jahre ist es alt, eine der ältesten galizischen Holzkirchen. Eine stumme Chronik grosser Geschehnisse und wichtiger Begebenheiten, die alle Stürme und alles Unglück überdauert hat und heute weltentrückt dem menschlichen Treiben zuschaut.

Weiter südlich, am Fusse der Tatra, von zackigen Felsen bewacht, liegt das berühmte Zakopane, der grösste klimatische Kurort Galiziens. Aus einem kleinen, romantisch gelegenen Gebirgsdorf hat es sich zum Mittelpunkt der Hochgebirgstouristik und zu einem Kurort allerersten Ranges entwickelt. Zwischen den Strassen, deren Gesamtlänge über 20 km beträgt, breiten sich Felder, Wiesen und Nadelwälder aus, Bäche schlängeln sich durch die Ebene, und Zakopane bewahrt dadurch, trotz seiner vielen Hotels und Pensionen und seines modernisierten Aeusseren, den Zauber eines abgelegenen, stillen, weitgedehnten Gebirgsdor-

fes. Früher musste man den beschwerlichen Weg von Chabowka, der Eisenbahnendstation, nach Zakopane — 40 km — im Wagen zurücklegen. Heute erreicht man Zakopane von Krakau aus mit der Eisenbahn in 4 Stunden.

In 800 bis 1000 m hoher Lage, überreich an Nadelwäldern, vor den scharfen Nordwinden geschützt, mit ozonreicher Luft und starker, intensiver Sonnenstrahlung, gehört Zakopane als Sommer- und Winterkurort für Lungenkranke, Blutarme und Nervöse zu den besten und hervorragendsten Europas. Der Wintersport zieht besonders zahlreiche Alpinisten an. Im Sommer besuchen Zakopane weit über 20 000 Gäste aller Nationen. Für Lungenkranke wurde ein mustergültiges Sanatorium in 1050 m Höhe, inmitten von grossen Parkanlagen und Nadelwäldern erbaut und mit allen Erfordernissen der Neuzeit ausgestattet.

Wenn Zakopane heute noch nicht den seiner prachtvollen Lage und seinen klimatischen Vorzügen entsprechenden Rang unter den klimatischen Orten Europas einnimmt, der ihm als bedeutender Heilstätte und touristischer Station gebührt, so liegt das lediglich am Mangel an entsprechender Reklame.

In dem sich erweiternden Tal von Nowy Targ ragt eine jurassische rote Kalkklippe steil empor. Ruinen einer uralten Burg krönen den Felsen: Czorsztyn. Die südlichen Mauern erscheinen als Verlängerung der Klippe. Zerrissene Basteien und zerfetzte Mauern wachsen wie riesige Skelette aus dem roten Felsen. Eine starre, unheimliche Stille liegt über den Ruinen, eine erschreckende Leere. Nur das Rauschen des Dunajec klingt leise vom Fusse des Berges zur Czorsztyner Burg herauf.

Diese mächtige Burg, der Zeuge einstiger Grösse,

einstigen Ruhmes und kühner Triumphe, bewachte den einzigen, Polen mit Ungarn verbindenden Weg, und ihr Besitz sicherte die Behauptung dieses Weges.

Hier suchte 1241 Boleslaw der Schamhafte Rettung und Schutz vor den Tataren, hier empfing Zawisza Czarny, der Ritter ohne Furcht und Tadel, den König Wladislaw Jagiello und sein glänzendes Gefolge, vor dessen Aussöhnung mit Kaiser Siegismund, hier hauste endlich im Juni 1651 der natürliche Sohn Wladislaws IV., Alexander Napierski, wiegelte im Auftrage des Kosakenhetmans Chmielnicki die Goralen gegen die Juden und den Adel auf und gebärdete sich als unumschränkter Herr auf Czorsztyn, bis ihn sein Schicksal ereilte.

Der letzte Starost von Czorsztyn war Josef Potocki.

Am anderen Ufer des Dunajec, Czorsztyn gegenüber, also schon auf ungarischer Seite, erhebt sich auf einer dicht bewaldeten Anhöhe die Burg Dunajec, nach dem ihr vorgelagerten Dorf auch Niedzica (ungarisch Nadeczvar) genannt.

Die Aussicht von den Ruinen Czorsztyns ist von überwältigender Pracht, von einer unbeschreiblichen Schönheit. Zu ihren Füssen brausen die wilden Fluten des Dunajec, im Westen breitet sich das mit silbernen Bächen und Strömen durchwirkte und von blühenden Wiesen umsäumte Tal von Nowy Targ aus, das die Beskiden umkränzen, und im Süden ragt die schneebedeckte Tatra mit ihrer zerrissenen Felsenkette mächtig empor.

Das sich unterhalb Czorsztyn etwas verengende Tal drückt sich beim „roten Kloster", einem im Jahre 1319 gegründeten Kartäuserkloster, fast ganz zusammen. Hier beginnt der Durchbruch des Dunajec. Er erstreckt sich bis nach Szczawnica, dem in einem schönen Seitental gelegenen, viel besuchten Badeort, dessen alka-

lisch-muriatische Quellen besonders starke Heilkraft besitzen. Auch im Popradtale liegen zwei bekannte Badeorte: Krynica und Zegiestow.

In der Mitte des Popradtales versinken im Grün der Gärten zwei alte Städte: Neu und Alt Sandec, die in der polnischen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt haben. Hier führte der griechisch-römische Handelsweg nach der Ostsee vorbei. Die am Dunajec stehende Ruine war einst ein mächtiges, befestigtes Schloss der polnischen Könige. Das von der Gemahlin Boleslaws V., der heiligen Kunigunde, gestiftete Klarissenkloster in Alt Sandec galt vielen Frauen als Zufluchtsstätte und bot Schutz, sei es vor feindlichen Einfällen, sei es vor den Freuden des Lebens.

TARNOW — GORLICE

Tarnow. — Sankt Martinsberg. — Zbylitowska Gora. — Denkmäler polnischer und ruthenischer Holzbaukunst. — Gorlice. — Sekowa. — Biecz.

Auf dem blutgetränkten Boden, wo im vergangenen Jahre das drohende Unheil von dem so arg heimgesuchten Galizien abgewendet wurde, von dessen Feldern der Zusammenbruch der russichen Armeen seinen Ausgang genommen hat, — liegt die Stadt Tarnow.

Von jeher nahm Tarnow an den Geschicken Polens regen Anteil und war stets den Schicksalsschlägen der Kriege und dem Anprall feindlicher Fluten ausgesetzt. Nur durch hohe Tribute und grosse Lösegelder entging es völliger Zertrümmerung. Im Jahre 1655 wurde es von den Schweden besetzt, ausgeplündert und in Brand gesteckt.

Einst Besitz der Familie der Grafen Tarnowski, ging es später in die Hände der Fürsten Ostrogski, dann an die Fürsten Lubomirski und später an die Fürsten Sanguszko über.

1488 wurde hier der berühmte Feldherr Jan Tarnowski, der grösste seines Stammes, geboren.

Prachtvolle Renaissancegrabmäler der Tarnowskis und Ostrogskis schmücken die alte gotische Kathedralkirche. Eines der schönsten Denkmäler des Nordens, das der Gräfin Sophie Tarnowska, stammt aus dem Jahre 1521, von unbekanntem Meister; aus dem Jahre 1564 stammt das Denkmal des Hetmans Tarnowski und seiner Gattin, ein Werk Padevanos. Die Grabmäler der Fürsten Ostrogski sind Schöpfungen des zu Breslau gebürtigen Bildhauers Johann Pfister, der sich Anfang des 17. Jahrhunderts in Lem-

berg angesiedelt und die später so berühmt gewordene Werkstatt aufgemacht hatte.

Ein prächtiger Turm krönt das interessante, altertümliche Rathaus am Ringplatz, das eine äusserst charakteristische Attika aufweist. Auf alten gotischen Mauern erheben sich durch Lisenen getrennte Flachnischen. Als Abschluss dient ein Gesims mit einer Reihe von Stylobaten mit Masken, die durch gebogene Karniese verbunden sind. Portale und Fenster sind erst später hinzugekommen.

Wertvolle Schätze birgt das Diözesanmuseum und der Kirchenschatz der Kathedrale. Mittelalterliche Privathäuser mit offenen Fronthallen und Laubengängen und alte, romantische Häuschen kauern im Schatten der Strassen.

Von tiefer Ruhe umströmt, steht auf der Höhe des unweit der Stadt sich erhebenden Martinsberges ein Juwel der Vergangenheit von unschätzbarem Wert, ein an die 800 Jahre altes Kirchlein aus Lärchenholz.

Leider werden diese in Polen früher mit Recht so beliebten Kirchen immer seltener. Sie müssen den modernen, grossen Kirchenbauten aus roten Ziegelsteinen weichen. Verkannt und in Ehren gesunken — Opfer der gesteigerten Ansprüche, der Sucht nach Grösse und äusserem Prunk, Opfer des Ehrgeizes einzelner Parochien, im schlechten Sinne modernisierter Kunstbegriffe, und der Verkennung des Charakters polnischer Ortschaften. Entstammte doch die Kirche aus Lärchenholz dem polnischen Boden, war sie doch mit dem Charakter des polnischen Dorfes aufs innigste verwachsen und entsprach auch vollkommen der polnischen Volkskunst.

Im Schatten uralter Bäume, mit Schindeln gedeckt, einfach und anspruchslos, war sie das Wahrzeichen

des polnischen Dorfes, in vollkommener Harmonie mit ihm und mit der sie umgebenden Landschaft.

Ueber das ganze Land waren diese interessanten Holzbauten verstreut und finden sich hier und da auch heute noch vor. Daneben erheben sich behäbige Glokkentürme mit Helmen, meist schon im Barockstil. Die beiden Typen polnischer Baukunst, die charakteristischen Merkmale der polnischen Ortschaften, in friedlicher Harmonie nebeneinander.

Auch in den von Ruthenen bewohnten Teilen Galiziens und an den Abhängen der Karpathen kennzeichnen die malerischen Holzkirchlein (Cerkiew) das landschaftliche Bild. Während aber bei den griechischen Kirchen mit ihren drei Kuppeln, von denen die mittlere die höchste ist, Grundplan und Aufbau dem Spätbyzantinischen entlehnt sind, herrschen im Grundriss der römisch-katholischen Kirchen meist spätgotische Muster vor. Niedrige Galerien auf Geländersäulen winden sich im Halbkreis um die lateinischen Kirchen; bei den griechischen Kirchen setzt sich unten ein Laubengang an. Im Inneren haben sich vielfach die schönen Polychromien erhalten. Phantasiereiche Motive und Lebhaftigkeit der Farben erhöhen noch den Reiz dieser Holzbauten.

Das Sanktmartinskirchlein bei Tarnow ist eines der ältesten erhaltenen Denkmäler aus der Epoche der polnischen Holzbaukunst.

In dem nahen schattigen Parke von Gumnisko liegt das Schloss des Fürsten Sanguszko und nicht weit davon die Zbylitowska Gora, auf der sich ein Ursulinerinnenkloster mit einem Mädcheninternat befindet und eine Kirche aus dem 17. Jahrhundert. Ein prachtvolles Alabastermonument im Renaissancestil steht hier; es stellt einen alten Edelmann dar. Der Meister ist unbe-



Villa im Zakopaner Stil

Name „Parva Cracovia" beigelegt wurde. Im Anfang des 12. Jahrhunderts entspannen sich hier hartnäckige Kämpfe zwischen polnischen und ruthenischen Fürsten. Von den einst starken Befestigungen der Stadt und den mächtigen Umfassungsmauern ragen nur noch hier und da Trümmer empor, hinter denen das tote Grauen sich reckt, und hier und dort trotzt noch eine alte Bastei dem Laufe der Zeit.

Die Bieczer Pfarrkirche ist eins der kostbarsten Denkmäler gotischer Hallenbauten Polens, und weit schaut über die ganze Gegend der mächtige, von einem breiten, untersetzten Helm gekrönte Glockenturm, der die Stadt beherrscht.

DIE PETROLEUMGEGEND

Jaslo. — Krosno. — Dukla. — Sanok. — Dobromil. — Chyrow. — Staremiasto. — Sambor. — Drohobycz. — Boryslaw.

Ungefähr bei Gorlice beginnt der mittelgalizische Oeldistrikt, der dann bei Boryslaw und Drohobycz in den ostgalizischen übergeht und sich bis nach Kossow hinzieht.

Zwischen den drei Flüssen Wisloka, Jasiolka und Ropa, von blühenden Gärten umgeben, liegt die Stadt Jaslo. Im Südosten ragen die vielen Türme der alten Kapuziner- und Minoritenklosterkirchen von Krosno empor, einer von Kasimir dem Grossen gegründeten Stadt. Von der Ruine Odrzykon erblickt man auf einem nahen Felsrücken übereinander getürmte Berge und vor allem die alttertiäre Sandsteinfelsgruppe „Przadki" — die Spinnerinnen. Gottlose, verruchte Jungfrauen spannen am Sonntag, und sofort ereilte sie die Strafe. In toten Stein wurden sie verwandelt, den Nachkommen zum abschreckenden Beispiel. So berichtet die Volkssage.

Südlich von Krosno liegen die wegen ihrer Jodbäder berühmten Orte Rymanow und Iwonicz und weiter der nach der russischen Ueberflutung Galiziens so blutig umstrittene Duklapass.

Auf einem Hügel am oberen Sanfluss breitet sich Sanok aus, mit seinem alten Franziskanerkloster und dem alten Schloss.

Soweit das Auge reicht, in der ganzen Runde, unzählige Naphthazisternen; vollbepackte Eisenbahnwagen sausen vorbei, schleppen Maschinen, Gerätschaf-

ten und Menschen hin und her, und schleudern sie bald hier bald dort heraus.

In der von den Ausläufern der Karpathen eingeschlossenen, von vielen Petroleumquellen und Borlöchern zerklüfteten Ebene ziehen sich unzählige Barakken und kleine Häuschen in endlosen Reihen dahin.

Mit zerfurchten, fahlen Gesichtern laufen Menschen in schmutzigen, fettigen Blusen zwischen den Behausungen herum, huschen blitzschnell vorbei und tauchen in dem qualmigen Rauch der Raffinerien-Schlote wie Gespenster wieder auf. Die Pfeifen schrillen, die Maschinen rattern, zusammengeballte Rauchschwaden schweben träg und schwer in der Luft.

Galiziens Oelfelder und Erdwachslager am Nordfusse der Karpathen, an den Ufern der Bäche: Drohobycz und Boryslaw.

Der ostgalizische, von Drohobycz und Boryslaw bis an die bukowinische Grenze sich hinziehende Oeldistrikt gehört zu den reichsten und ergiebigsten Oelfeldern Galiziens.

Durch eine fruchtbare und waldreiche Gegend führt die Bahn von hier nach dem einstigen Sitz des Starosten von Sandomir und Sambor, Georg Mniszek. An dessen Hofe fand der falsche Demetrius Aufnahme, der ihm feierlich gelobte, seine Tochter zur Frau zu nehmen und sie als Zarin auf den Thron zu erheben, wenn es ihm gelänge, Moskauer Zar zu werden. Der stolze Starost stellte ihm seine Heere zur Verfügung, mit denen er einen kühnen Zug gegen Moskau unternahm. Er erreichte sein Ziel. 1605 setzte er sich die Zarenkrone aufs Haupt und bestieg mit Maryna Mniszek den Moskauer Thron. Doch bald mussten beide ihre hochstrebenden Hoffnungen schmählich zu Grabe tragen. Von seinen Gönnern und Be-

schützern im Stich gelassen, flüchtete der falsche Demetrius mit seiner Frau nach Kaluga. Bald hernach fiel er von Mörderhand, und die noch lange Zeit in Moskau herumirrende Maryna wurde später mit ihrem Kinde in der Wolga ertränkt.

Ein altes, 1406 gegründetes Bernhardinerkloster und ein interessantes Rathaus schmücken Sambor, das schon 1390 die Magdeburger Städtegerechtsamkeit erhielt. Vor allem erfreut sich Sambor eines besonderen Rufes, weil in ihm viele polnische Gelehrte geboren sein sollen.

VON RZESZOW NACH PRZEMYSL

Rzeszow. — Lancut. — Przeworsk. — Lezajsk. — Jaroslaw. — Przemysl. — Mizyniec. — Sieniawa. — Krysowice. — Medyka.

Auch die Stadt Rzeszow — auf der Linie Tarnow—Przemysl — gehörte, ähnlich wie Tarnow, zu den von den Feinden der polnischen Republik und den östlichen Horden am meisten mitgenommenen Ortschaften Galiziens. Plünderungen und Feuersbrünste wechselten im 16. und 17. Jahrhundert in steter Folge.

Ein altertümliches, einst befestigtes Schloss dient jetzt als Gefängnis. Besonders interessant sind in diesem hauptsächlich von Juden bewohnten Städtchen zwei alte jüdische Tempel im Barockstil. Charakteristisch für die jüdischen Synagogen Galiziens, die meist aus dem 17. Jahrhundert stammen, sind die mit Blenden versehenen Attiken, hinter denen die Dächer ruhen, und im Inneren der gewölbten Räume die vier konzentrisch stehenden, mit Bogen verbundenen Pfeiler, oder auch Säulen, die eine Mittelkuppel tragen. Vielfach findet sich in der barockartigen Durchführung der Dekoration orientalische Ornamentik vor.

In der Nähe, in dem an sich unbedeutenden und nur durch seine hervorragenden Liköre berühmten Städtchen Lancut erhebt sich majestätisch ein von dem Erbauer von Wisnicz, Stanislaw Lubomirski, errichtetes Schloss. Prachtvolle Türme krönen die Ecken der Front. Eine königliche Residenz. Heute im Besitz der Grafen Potocki. Seinerzeit war auch Lancut mit ähnlichen Festungswerken wie Wisnicz umgeben.

Wertvolle und reiche Sammlungen von Denkmälern, Kunstwerken und bibliographischen Seltenheiten wur-



Zakopane

teristisches Merkmal der einst berühmten Märkte bilden, zu denen Menschen aus aller Herren Länder herbeiströmten. Breite, gewölbte Lauben — Magazine für wertvolle Waren und kostbare Sachen — ziehen sich längs der einstöckigen Häuser hin.

Vom Haliczer Fürsten Jaroslaw im 11. Jahrhundert gegründet, zählt Jaroslaw heute 25 000 Einwohner.

Przemysl: eine alte, ehrwürdige Stadt, die schon in der Chronik des greisen Nestor eine gewichtige Rolle spielt und auf eine tausendjährige Geschichte zurückblickt.

Eine stolze Feste von ungemein grosser strategischer Bedeutung, die schon so viele Belagerungen ausgehalten, und an deren mächtigen Mauern viele feindliche Angriffe zerschellten.

Ein Zankapfel polnischer und ruthenischer Fürsten. Eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Ungarn, Tataren, Schweden, Kosaken, Wallachen. Fünf Wochen hindurch setzte 1657 Georg Rakoczy seine Kraft und seinen Ehrgeiz ein, die Festung zu stürmen, konnte aber den Trotz der belagerten Stadt nicht bändigen und zog plündernd und raubend gegen Krakau weiter. Stolz wehte die Fahne mit dem zweiköpfigen Adler auf himmelblauem Feld von den Türmen Przemysls.

Aus fruchtbaren Gärten, an den Abhängen sonniger Hügel schimmern altersgraue Basteien, kühn recken die Türme ihre Hälse, und grossartige Bauten grüssen von weitem. In einem grossen Bogen breiten sich starke Festungswerke aus. Die Stadt hat sich teils in der Niederung, teils auf den Hängen der Berge auf-

gebaut. Zu ihren Füssen windet sich der breite San, schattige Alleen umsäumen ihn.

Von den Zinnen der von Kasimir dem Grossen erbauten Burg auf dem Schlossberg blickt man gegen Norden auf weite, endlose Ebenen, auf das üppige Tal des Sanflusses; in blaue Träume versunken dämmern im Süden die von Nebelschleiern umschlungenen Berge. Aus der Ferne klingen froh und doch wehmütig die Lieder der Schiffer und Bootsleute herüber.

Das schönste Baudenkmal gotischer Kunst in Ostgalizien ist die aus dem 15. Jahrhundert stammende römisch-katholische Kathedrale. Die Jesuitenkirche ist ein Werk des Italieners Petroni. Wertvolle Altertümer bergen die griechisch-katholische Kathedrale und die sonstigen Kirchen und Klöster der Stadt.

Seit 1874 ist Przemysl zu einer starken Festung umgestaltet worden, mit vielen Kasernen, Magazinen und Aussenforts.

Den San aufwärts liegt der erhabene Bau des Schlosses Krasiczyn. 1592 vom Kastellan von Przemysl Stanislaw Krasicki erbaut, ist es heute im Besitz der Fürsten Sapieha. Ein mächtiges Viereck mit riesigen Türmen und Basteien in italienischer Renaissance. Auf einer Bastei befindet sich die von einer Kuppel gekrönte Kapelle. Der Spätrenaissance gehören die Umfassungen der Marmortüren an, die prachtvolle Innendekoration und die Kranzattika an den Mauern und der einen Bastei. Ein imposanter Magnatensitz. Auch hier sind wertvolle kunsthistorische und geschichtliche Schätze aufgestapelt, unter anderen eine Porträtsammlung polnischer und deutscher Monarchen und Päpste.

Ueber ganz Galizien sind die Schlösser, Burgen und Edelhöfe der polnischen Magnaten und des polnischen

Adels verstreut, und fast jedes birgt interessante und meist sehr wertvolle Gegenstände, — Gemälde, Stiche, Miniaturen- und Waffensammlungen, umfangreiche Bibliotheken, mit seltenen, wunderbar illuminierten Werken, alten Manuskripten, u. a. m. Obwohl sehr vieles aus dem Privatbesitz in die Museen und Sammlungen Krakaus und Lembergs herübergeschafft worden ist, verfügen noch manche Familien auf ihren Schlössern über grosse, von Ahnen und Urahnen zusammengetragene und von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und sorgfältig aufbewahrte Sammlungen und Kollektionen von ungeheurem Wert.

In dieser Gegend — am San und in der Nähe von Przemysl — seien noch das von uralten Bäumen umgebene, von Rosengängen und Rosenlauben umrankte Schloss Mizyniec der Fürstin Lubomirska erwähnt, Sieniawa der Fürsten Czartoryski, mit der alten, ehrwürdigen Burg, und Krysowice, mit einem grossartigen Schloss und grossen Treibhäusern, in denen vor allem Zitronenbäume gezogen werden.

Nordöstlich von Przemysl breitet sich eine duftige Wiese aus, die nach der an ihr gelegenen Ortschaft „die Wiese von Medyka“ genannt wird. Hier ragt ein stolzes Schloss empor, mit riesigen Treibhausanlagen, in denen die seltensten Pflanzen gezogen werden, mit einer wertvollen Bibliothek, Gemälde- und Medaillensammlungen. Eine Stätte historischer Erinnerungen, schaut es weit über die üppige, in lichtem Glanz erstrahlende Landschaft. Zu seinen Füssen prangt in bunten Farben die blumenbesäte Wiese.

Eine seltsame Prophezeiung ist im jetzigen Kriege hier in Erfüllung gegangen und hat dieser Wiese historische Unsterblichkeit verliehen.

In prophetischer Vorahnung bezeichnete der polni-

sche Dichter Kornel Ujejski, der Verfasser des populären Nationalchorals „Z dymem pozarow“ (Mit dem Rauch der Feuerlohen) die Wiese von Medyka als die künftige Walstatt schrecklicher, aber siegreicher Kämpfe, als die Walstatt von Schlachten, wie sie seit Jahrhunderten nicht gewütet haben, und sprach zugleich auch den Wunsch aus, dort unter dem heimatlichen Rasen begraben zu werden, um unter der Erde wenigstens Zeuge dieses Endkampfes seines Volkes zu sein, um dort die Erfüllung seiner Träume, seines inbrünstigen Sehnens und Hoffens miterleben zu dürfen.

Und nun, nach über 60 Jahren — das Gedicht ist 1851 entstanden — brach der Krieg herein. Es kam der Herbst 1914 und der Sommer 1915. Die Wiese von Medyka wurde zur Walstatt der blutigsten Kämpfe, Berge von Leichen bedeckten die einst blühende Flur, und glühend rot färbten sich die Fluten des San.

Mit der Schlacht, die im Sommer 1915 hier geschlagen wurde, setzte die grosse Offensive zur Befreiung Galiziens ein, und heute winden sich in steinerner Ruhe Reihen von Heldengräbern durch das Grün der Wiese von Medyka.

DER „KLASSISCHE BODEN“ DES POLNISCHEN KÖNIGS UND HELDEN JOHANN SOBIESKI

Zolkiew. — Zloczow. — Olesko. — Podhorce.

Von dem über Lemberg thronenden Hügel übersieht man weit die Landschaft Ostgaliziens.

In blaue Schleier gehüllt, ragt im Süden der Karpathenwall empor, den Horizont abschliessend; im Westen erstreckt sich eine sandige, teilweise von Sümpfen durchzogene und teilweise mit grünen Kiefern bewachsene Niederung. Erratische Blöcke tauchen hier und da auf. Granit, Diorit, Sienit. Im Osten, hinter den Hügeln in der Nähe der Stadt, schweift der Blick in der Ferne über die Landesgrenzen hinaus. Die Hochebene von Podolien läuft in diesen Hügeln aus.

Diese Gegend ist innig mit der Geschichte Polens verflochten und reich an historischen Erinnerungen und an sorgsam bewahrten Denkmälern vergangener Zeit. In vielen Ortschaften und Städten lebt die grosse Vergangenheit weiter, und vielfach wähnt man sich in jene längst entschwundenen Tage ruhmvollen Heldentums und glorreicher Taten versetzt.

Dem Gedenken des grossen Hetmans Zolkiewski und dem des Königs Johann Sobieski ist die nur einige Meilen von Lemberg entlegene Stadt Zolkiew geweiht. Im 16. Jahrhundert wurde sie vom Kastellan von Lemberg, dem Woiwoden von Kiew und späteren Grosskanzler Stanislaw Zolkiewski mit einer befestigten Burg ausgestattet.

Unheimlich leuchten in der Tiefe des Schlosshofes in langer Reihe die riesigen Fenster der Ruine.

Dem tapferen Sieger über Kosaken und Schweden

war es vergönnt, Smolensk und die Zarenstadt Moskau zu erobern und sich mit unsterblichem Ruhme zu bedecken. Gleichzeitig mit dem falschen Demetrius erschien er vor den Toren der Stadt, nahm den gestürzten Zaren Szujskij gefangen und schloss mit den Bojaren einen Vertrag, kraft dessen der Sohn des Königs von Polen den Zarenthron besteigen sollte. Des Königs Unentschlossenheit und Unaufrichtigkeit — für sich selbst begehrte er die Krone der Moskauer Zaren — machte leider Zolkiewskis weitsichtige Pläne zunichte und vereitelte die von dem genialen Feldherrn ihm gebotenen Vorteile. Noch als siebzigjähriger Greis zog Zolkiewski an der Spitze seiner bewährten Heere gegen die Türken ins Feld. Eine zehnfache tatarisch-türkische Uebermacht stand ihm gegenüber. Auf den Feldern Cecoras — am Pruth — fand der greise Feldherr den Heldentod.

Später ging Zolkiew in den Besitz der Sobieskis über, und hier starb auch der letzte dieses Geschlechtes, der Königssohn Jakob.

Zu beiden Seiten des Hauptaltars der prächtigen Pfarrkirche stehen die Grabstätten der Zolkiewskis, weiter vorn die Grabmäler Jakob Sobieskis und eines Ahnen des Königs — aus schwarzem und weissem Marmor.

Das Innere und Aeussere der von Zolkiewski 1618 gestifteten Kirche ist unter Anwendung dorischer Pilaster durchgeführt worden. Die Wände sind mit Reliefs, mit Porträts polnischer Ritter und Feldherren, mit Wappenschildern in den Metopen und riesigen Schlachtenbildern geschmückt. Eines von diesen 7 — 9 m hohen und ungefähr ebenso breiten Gemälden stellt den Entsatz Wiens dar, mit König Johann Sobieski im Vordergrund; ein anderes die Schlacht bei Chocim

(1673), das dritte einen Sieg Zolkiewskis über die Russen. Es sind dies Werke Martino Altomontes und Ferdinand von Kessels. Auch eine wertvolle Madonna von Carlo Dolci besitzt die Kirche.

Oestlich von Lemberg liegt die Geburtsstätte des ruhmreichen Königs: Olesko. In den Ruinen des eine Anhöhe krönenden Schlosses, in dem der König und seine Gemahlin, die Königin Maria Kasimira, häufig verweilten, sind noch schöne Renaissancedetails und Rokokodekorationen erhalten. Französische Künstler, von der Königin nach Polen berufen, haben hier gearbeitet. Auf einer unweit gelegenen Anhöhe erhebt sich in Zloczow noch ein ehemaliges Schloss des Königs, von mächtigen Fortifikationen umgeben.

Weiter südlich reihen sich die Schlachtfelder des Heldenkönigs eines ans andere: Podhajce, Zurawno, Trembowla, Monasterzyska, Narol, Cieszanow, Komarno, Kalusz, u. a.

Auch das östlich von Olesko liegende Podhorce birgt viele unschätzbare Andenken an Sobieski. Das unversehrt erhaltene Schloss steht auf einer Anhöhe — ein Rechteck mit zwei Seitenpavillons. Ueber den Verschanzungen schweben Terrassen und Ballustraden und achteckige Wachttürme. Ein erhabener königlicher Bau in holländischer Spätrenaissance.

Ein grosses Einfahrtstor und eine starke Mauer deuten auf die früheren Befestigungen des Schlosses hin, das 1637 von dem Kronhetman Stanislaw Koniecpolski am Rande der podolischen Platte, an der europäischen Wasserscheide erbaut wurde. Der nördliche Teil von Podhorce gehört dem Flussgebiet des Dnjepr, der südliche dagegen dem der Weichsel an. Weingärten und grosse Parkanlagen umgeben den Magnatensitz. Später ging das Schloss in den Besitz des Vaters Johann So-

bieskis, des Woiwoden Jakob Sobieski über, dann in den Besitz der Grafen Rzewuski und endlich in den der Fürsten Sanguszko.

Kostbare Schätze, nationale Reliquien und wertvolle Kulturdenkmäler des 17. Jahrhunderts beherbergt der stolze Bau. Ein Sobieskimuseum.

Im Erdgeschoss ruht eine Siegestrophäe aus dem Jahre 1683: das beim Entsatze Wiens dem polnischen König als Beute zugefallene riesengrosse Zelt Kara Mustaphas, des Grosswesirs. In den 11 Sälen des ersten Stockwerks sind Bildergalerien, Bibliotheken, Waffensammlungen und Rüstzeug von sehr hohem künstlerischem und historischem Wert. Neben italienischen Meistern und einem Rubens ist in der Gemäldesammlung noch besonders der beste Krakauer kirchliche Maler, Simon Czechowicz, ein Schüler Marattas, vertreten. Pietätvoll reihten die das Schloss bewohnenden Geschlechter Sammlung an Sammlung und häuften Schätze auf. Mit der Zeit entstand hier ein Museum der kostbarsten Denkmäler und teurer historischer Erinnerungen.

An Stelle des früheren Treppenhauses wurde eine zwei Stockwerke hohe Schlosskapelle erbaut, deren Wände Gemälde alter Meister und alte Porträts zieren.

Rein erhalten sind die interessanten Decken- und Wanddekorationen, die Täfelungen der Wände und Kamine und die prachtvollen Möbel. Man fühlt sich lebhaft in die Zeiten des polnischen Heldenkönigs versetzt, in die Zeiten der ruhmreiche Vergangenheit Polens, und findet hier greifbare Dokumente von Polens Kultur und Zivilisation.

Am anderen Ende der uralten Lindenallee, durch die man zum Schlosse auffährt, steht ein hoher, von zwei

Reihen schöner Säulen geschmückter imposanter Renaissancebau: die alte Schlosskapelle, eine wunderbare Miniatur der Skt. Peters Basilika. Von der Kuppel schweift der Blick im Norden weit über die umliegenden Dörfer und Städte, über die Ausläufer der podolischen Hochplatte und über die schimmernden Flusstäler.

DER SÜDOSTEN GALIZIENS

Galizisch-Podolien. — Burgen und Fortalitien. — Tarnopol. — Zbaraz. — Trembowla. — Brzezany. — Buczacz. — Ruthenische Kunstdenkmäler. — Rohatyn. — Jazlowiec. — Ulaszkowce. — Pokutien. — Czernelica. — Zaleszczyki. — Horodenka. — Obertyn. — Czerwonogrod. — Kolomea. — Sniatyn. — Rafajlowa. — Nadworna. — Stanislawow. — Halicz. — Stryj.

Galizisch-Podolien. Grosse und kleine, über die Landschaft verstreute Teiche und überall hoch emporragende Ruinen verleihen diesem Landstrich ein besonderes Gepräge.

Podolien war das Einfallstor der Türken und Tataren. Befestigte und mit starken Mauern umgebene Schlösser und Burgen mussten die Einfälle aufhalten, den unzähligen Heeresmassen und Horden die Stirne bieten, sich dem Osten als Bollwerke vorschieben und den Westen vor der Ueberflutung schützen.

An einem grossen Teiche liegt die Hauptstadt Galizisch-Podoliens, Tarnopol. Das altertümliche Schloss war einst Zeuge der furchtbarsten Kämpfe. Die Stadt selbst wurde im 16. Jahrhundert vom Krakauer Kastellan Jan Tarnowski erbaut.

Die Gegend ist hier ziemlich reizlos. Von allen Seiten offen, ohne irgendeine schützende Hügelkette. Strenge Winter und glutheisse Sommer. Ein galizisches Sibirien nennt man sie.

Doch bald ändert sich das Bild der Landschaft, dem Süden zu. Ueppige Kornfelder wogen, Buchen und Eichen tauchen auf, leuchtend und glänzend winden sich

die Täler, immer bunter und immer glutvoller werden die Farben der Felder und Wiesen, die allmählich in die fruchtbare Schwarzerde Galiziens (Czarnoziem) übergehen. Mit meisselnder Kraft presst sich der Sereth durch die Hochebene, und weite Schluchten öffnen den Boden.

Hinter dem Marktflecken Mikulince mit seiner aus dem 16. Jahrhundert stammenden historisch bekannten Burg ragen auf einer steilen, roten Sandsteinwand, der die anmutig am Gnieznabach gelegene Stadt vorgelagert ist, die grossartigen Ruinen des Schlosses Trembowla empor. Nur an einer Seite mit der Hochebene verbunden, ist die Bergzunge sonst durch die Gniezna und die Peczenijaschlucht völlig abgeschnitten, weshalb denn auch vor allem das Schloss von grosser strategischer Bedeutung war. Von der Höhe der noch gut erhaltenen Umfassungsmauer und den Basteien schweift der Blick über die blühende, üppige Landschaft, über die dunkelgrünen Wälder und die im lichten Glanz gebadeten Weizenfelder.

Einst war Trembowla die Residenz ruthenischer Fürsten. An den festen Mauern der Burg zerschellten tatarische und wallachische Anstürme, und die bekannte Verteidigung durch die heldenhafte Sophie Chrzanowska, die Kastellanin von Trembowla, gegen die Türken, überlieferte Stadt und Schloss den Nachkommen als Stätte ruhmvollen Heldentums.

Auch dem nordöstlich von Tarnopol, hart an der russischen Grenze gelegenen Zbaraz bewahrt die Geschichte ehrwürdiges Gedenken. Diese so weit vorgeschobene stark verschanzte Feste war dauernd den feindlichen Angriffen ausgesetzt. Die Zbarazer Fluren waren die Walstatt blutigsten und hartnäckigsten Ringens. Der qualvollen Einschliessung durch die Tataren,

der die tapfere Besatzung selbst in schwierigster Lage getrotzt hatte, folgte 1649 eine zwei Monate währende Belagerung durch die Horden von 300 000 Tataren und Kosaken unter dem Hetman Chmielnicki. 1674 endlich erzwangen die Türken die Einnahme der Stadt und liessen ihre Wut an der stolzen Burg und deren Bewohnern aus.

Einst Stammsitz des Geschlechts der Fürsten Zbaraski und dann der mächtigen Fürsten Wisniowiecki, liegt das mit Kasematten und Bastionen versehene Schloss mitten zwischen Sümpfen, von Mauerwällen beschützt. Im Schlosshof sind noch die Reste eines Palais in flandrischer Renaissance erhalten.

Am Dnjestr, am Zbrucz, an der Zlota Lipa, am Sereth, an der Strypa und an der Bystrzyca, in dem Grenzgebiet des ehemalig polnischen Reiches, an den sogenannten Tatarenstrassen, entstanden vornehmlich im 17. Jahrhundert zahlreiche Burgen, Befestigungswerke und Fortalitien.

Einerseits entstanden sie notgedrungen — um die sich immer wiederholenden feindlichen Einfälle abzuhalten — und andererseits siedelten sich hier hervorragende polnische Adelsgeschlechter an, bauten Burgen, Schlösser und Paläste und befestigten sie meist, zumal sie auch als erste berufen waren, den anstürmenden Türken, Tataren und Kosaken die Stirne zu bieten. Eigene Heere und Scharen von Hofleuten, Dienern und Haiducken standen ihnen zur Verfügung.

An ihren Höfen entfalteten sie ein prunkvolles Leben; der Abglanz ihrer Macht, der Pracht und des Reichtums ihrer Sitze fiel auch auf den minderbemit-

telten Adel, der den grossen Herren in nichts nachstehen wollte. Ausländische Architekten und Ingenieure wurden berufen, kostbare Sammlungen zusammengetragen und Reichtümer aufgestapelt.

Stilvolle Bauten schmückten die Gegend weit und breit. Heute zeugen noch grossartige Ruinen von der kulturellen Betätigung der polnischen Magnaten, von dem Prunk ihrer fürstlichen Höfe und Stammessitze und erinnern an die Zeiten, wo die mächtigen polnischen Herren, von glänzenden Suiten umgeben, an der Spitze ihrer Heere gegen die zahlreichen Feinde des polnischen Reiches ins Feld zogen, oder die Belagerer ihrer Burgen und Schlösser zersprengten und die Namen der ersten polnischen Geschlechter stolz verewigten.

Neben den Schlössern und Palästen der einzelnen Magnaten entstanden daher, meist an Festungsmauern angrenzend, Schlossburgen mit Verschanzungen, Mauern und Belluarden zum Schutze der Besitzer, sowie der ganzen Umgegend.

Aus dem 16. Jahrhundert stammt noch das von Wällen umgürtete Schloss in Brzezany an der Zlota Lipa. Der Erbauer war der berühmte Schlachtenheld Nikolaus Sieniawski. In der im Schlosshofe errichteten schönen Renaissancekapelle stehen die Grabmäler des vielgepriesenen Geschlechts. Ausgeführt hat sie der Bildhauer Johann Pfister, derselbe, der in Tarnow seinen Ruf begründet hat.

Auch eine der ältesten Städte Ostgaliziens, Buczacz an den Hängen des Strypatales, krönen noch mächtige Ruinen. Der letzte Bewohner des im 14. Jahrhunderts mit Mauern und Basteien erbauten Festungswerkes, der Wiege der Familie Buczacki, war der Starost von Kaniow, Nikolaus Potocki, dem die an altertümlichen

Denkmälern so reiche Stadt viele Bauten und auch ansehnliche Sammlungen verdankt. So stammen von ihm das alte Rathaus im reinsten Barockstil, das malerisch auf einem Hügel gelegene griechisch-unierte Basilianerkloster, die römisch-katholische Kirche, die griechische Pokrowa Kirche, u. a. m.

Vom Schlosshof aus sieht man noch die prachtvollen Wohnräume und Galerien des Schlosses. Viele Kirchen schmücken die historisch auch wegen der Friedenstraktate zwischen Polen und der Türkei berühmte Stadt und bergen wertvolle Gemälde aus dem 18. Jahrhundert.

Ein interessantes Denkmal ruthenischer Kunst weist das in der Nähe von Brzezany gelegene Rohatyn auf.

Zuverlässig lassen sich erst im 17. Jahrhundert ruthenische Kunstwerke in Ostgalizien nachweisen, und zwar meist in Form von gut erhaltenen grossen Ikonostasen, Ikones und Kirchenbildern. Viele von ihnen sind, so fremdartig sie beim ersten Anblick anmuten mögen, kunsthistorisch sehr interessant und von wirklich grossem künstlerischen Wert.

Eine seltsam feierliche, ernste Stimmung liegt über diesen Bilderwänden. Die Rohatyner Ikonastasis ist neben der in Bohorodczany (bei Stanislau) eine der schönsten.

Die 47 Bilder umfassende Wand stammt aus dem Jahre 1649. Eine feine, peinliche Technik, Ueppigkeit der Farben und Lebhaftigkeit des Tones fallen vor allem auf, und besonders interessant ist der westliche, hauptsächlich niederländische Einfluss, der das Byzantinische schon hier und da durchbricht.

Die in vielen ostgalizischen Dorfkirchen befindlichen Ikonostasen haben nur geringen künstlerischen Wert und sind höchstens für das Volksempfinden charakteristisch. Sehr schön und von einer eigentümlichen Leichtigkeit und Feinheit sind dagegen die Holzschnitzereien an den Türen und Rahmen der Ikonostasen und bemerkenswert als Ausdruck der byzantinischen Bildhauerkunst, die ja eigentlich in der ganzen byzantinischen Welt nur verhältnismässig geringe Entwicklung gefunden hat und in diesen engen Grenzen auch verblieben ist.

In malerischer, von vielen, wunderlich geformten Felsen besäter Gegend liegt in zweistündiger Entfernung von Buczacz das Städtchen Jaslowiec an einem zwischen steilen Ufern sich hindurcharbeitenden Nebenfluss der Strypa. Auch diese einst als Sitz der armenischen Bischöfe bekannte Stadt hat ihre Schlossruine. Auf einer steilen Höhe erheben sich die Reste des einstigen Sitzes des Geschlechtes der Jaslowiecki. Aus den steilen Ufern wachsen die mächtigen, mit armenischen Aufschriften bedeckten Mauern des im 15. Jahrhundert erbauten Schlosses empor, das ebenfalls in der Geschichte der tatarischen und türkischen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt hat. 1684 wurden hier die Tataren aufs Haupt geschlagen.

In einem alten Buchenwald über einem gähnenden Abgrund, in dessen Tiefen die Strypa glitzert, ruht eine Klosterruine. Hundertjährige Baumriesen umschatten die ehrwürdigen Mauern.

In der Nähe steht ein neueres, von Poniatowski, dem Vater des letzten polnischen Königs, erbautes Schloss, das jetzt ein Ursulinerinnenkloster beherbergt.

Das am Sereth gelegene Dorf Ulaszkowce ist wegen seiner Julimessen berühmt. Früher kamen hier, an diesem kleinen Flecken, im Juli Kaufleute aus allen Welt-

gegenden zusammen, aus dem Abendland und aus dem fernsten Asien.

Nach Ueberschreitung des Dnjestr gelangt man in den südlichen Teil Galiziens, das sogenannte Pokutien, ein Land, das „von Milch und Honig fliesst". Das Bild ändert sich. Das Klima ist warm, die Gegend vor Winden geschützt, die Bewohner wohlhabender. Wein gedeiht hier und Edelobst; Weinplantagen, weite Maisfelder und fruchtbare Obstgärten ziehen sich endlos dahin und umkränzen die Ortschaften.

Dicht am Dnjestr erheben sich, von den Wogen des Stromes umrauscht und das Land bewachend, die Ruinen des alten befestigten Schlosses von Czernelica, mit einer prächtigen Einfahrtsbastei in niederländischer Renaissance. König Johann Sobieski pflegte während der Türkenkriege sich hier aufzuhalten. Erbaut wurde das Fortalitium 1659 von Georg Czartoryski.

Auf einer terrassenförmigen Bergzunge breitet sich, von Weinlaub umrankt, das von König Stanislaw August Poniatowski gegründete Zaleszczyki aus, und eine von dem bekannten Starosten von Kaniow, Potocki, erbaute Barockkirche schmückt das Städtchen Horodenka, das einst von einer befestigten Burg beschützt wurde. Bei dem in der Nähe gelegenen Obertyn erfocht 1532 der Kronhetman Jan Tarnowski nach blutiger Niederringung der Tataren einen glänzenden Sieg über den Woiwoden der Moldau, Peter, wobei sich auch die Bewohner des Städtchens mit aufopferungsvoller Hingabe betätigten. Hierfür wurde die Stadt mit zahlreichen Privilegien beschenkt.

Im Bezirke Zaleszczyki liegt in einem tiefen Talkessel eines der ältesten Kastelle dieses Teiles Galiziens, das der Fürstin Maria Lubomirska gehörende Schloss Czerwonogrod. Das heutige Schloss stammt aus dem

Anfang des 19. Jahrhunderts und wurde vom Fürsten Karl Poninski erbaut. Die Türme der alten Burg wurden nach Möglichkeit geschont und beim Neubau verwandt.

Auf dem Hintergrund mächtiger Bergzüge breitet sich im fruchtbaren Tal des Pruth die Hauptstadt Pokutiens, Kolomea, aus. Duftende Gärten und edle Obstbäume winden einen Kranz um die alte Stadt. An den Ufern des Pruth ranken sich Mais-, Wein- und Tabakfelder empor. Herrenhöfe und Schlösser tauchen aus den farbigen Teppichen der Felder und Gärten auf. Im 13. Jahrhundert von dem Haliczer Fürsten Koloman, einem Sohne König Andreas' II. von Ungarn begründet, zählt die Stadt heute an die 50 000 Einwohner. An diesem ehrwürdigen Ort, der schon im Jahre 1240 erwähnt wird, und der den Anstürmen der Wallachen, Moldauer und Türken standhalten musste, legte 1485 der Woiwode von der Moldau und der Walachei, Stefan, dem polnischen König Kasimir den Huldigungseid ab.

Einst ein bedeutender Handelsplatz mit reicher Naphtaindustrie, ist Kolomea heute in erster Linie ein wichtiges Zentrum für den Verkehr mit landwirtschaftlichen Produkten und ist wegen der hier noch sehr gepflegten Hausindustrie, der kunstfertigen Holzschnitzereien und der gediegenen Töpferei bekannt. Den Ringplatz der Stadt schmückt eine Statue des polnischen Dichters Franz Karpinski (gest. 1826), der den rauschenden Fluten des Pruth so manches Lied abgelauscht hat.

Zwischen Kolomea und Czernowitz, an der Grenze Pokutiens, mahnt die einst entlegenste Ansiedelung Polens und später befestigte Stadt Sniatyn am Pruth an alte, vergangene Zeiten. Hier waren die Ruinen des

einst mächtigen Schlosses Zeugen der Zerschmetterung der Kosakenheere durch den berühmten Jeremi Wisniowiecki.

Südöstlich von den Pruthquellen ragt in überwältigender Majestät die Czarna Hora zum Himmel auf, mit ihren mächtigen Urwäldern und abgründigen Schluchten.

Hier seien nur noch das dicht an der galizisch-ungarischen Grenze an grüne Abhänge geschmiegte Dorf Rafajlowa erwähnt und das an den Ausläufern der Karpathen sich breit hinziehende Nadworna, das eine gewaltige, von den Feinden oft belagerte, trotz heftiger Angriffe jedoch nie erstürmte Schlossruine von einer Seite abschliesst. Durch die Kämpfe der polnischen Legionen im Winter 1914 sind diese beiden Ortschaften besonders bekannt geworden. In den Schlachten, die hier getobt haben, haben die polnischen Legionäre an Tapferkeit und Tollkühnheit Uebermenschliches geleistet, und die Geschichte wird einst die Heldentaten polnischer Krieger auf diesen Kampfplätzen ruhmvoll den späteren Geschlechtern überliefern.

Eine aus dem Jahre 1641 — die Zahl ist auf einem Balken eingeschnitten — stammende Holzkirche schmückt den Markt von Nadworna, ein Typ der alten gemauerten, spätbyzantinischen Kirchen. Fünf Kuppeln, von denen die mittlere die höchste ist, krönen das alte, anmutige Kirchlein.

Weiter nördlich grüssen die Türme zahlreicher Kirchen, und in der Ferne taucht an der Lemberg—Czeremoszer Bahn das vom Kastellan von Krakau, Stanislaw Potocki, Mitte des 17. Jahrhunderts erbaute Stanislawow (Stanislau) auf. Die verhältnismässig noch junge Stadt schwang sich in letzter Zeit, dank ihrer günstigen La-

ge, mächtig auf. Interessante Grabmäler der Familie Potocki birgt die schöne Pfarrkirche.

Unweit von Stanislau, in gerader Linie nördlich, liegt in den historischen Gefilden des Dnjestrtales die einstige Metropole des ruthenischen Landes und Residenz der Haliczer Fürsten, die Stadt Halicz.

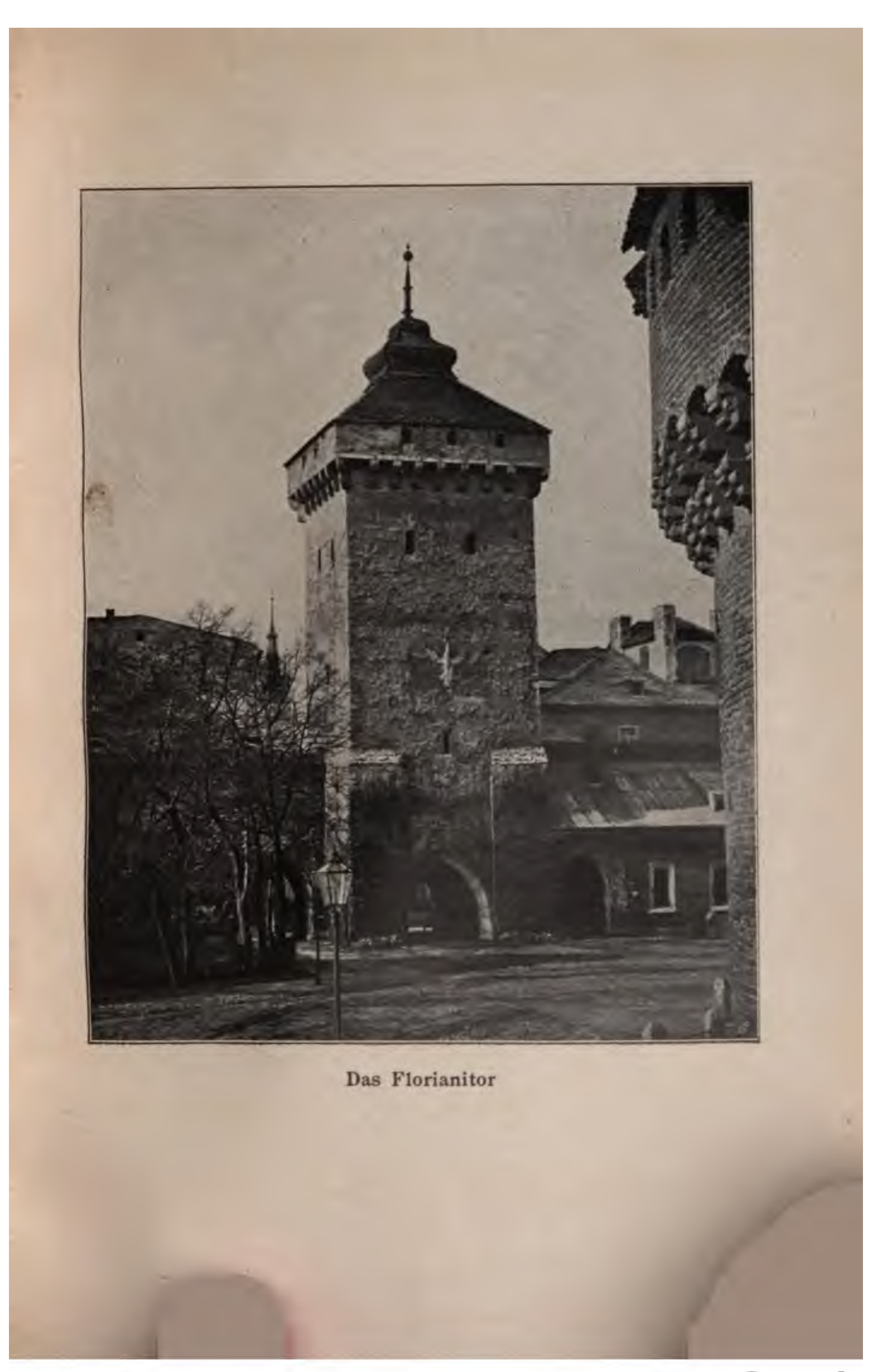
Auf einem nahen Berge lagern malerisch über der Stadt die gewaltigen Ueberreste der alten Burg. Wohl gehen die Spuren des einst reichen und grossen alten Halicz weit über den Umkreis des Städtchens hinaus, bereits Ende des 13. Jahrhunderts aber begann der Rückgang der Hauptstadt, als nach der Gründung Lembergs die ruthenischen Fürsten ihre Residenz dorthin verlegten und im 15. und 16. Jahrhundert auch die römisch-katholischen und griechisch-katholischen Bischöfe ihnen folgten. In der Umgegend von Halicz sind durch Ausgrabungen noch die Plananlagen vieler ruthenischer Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert aufgedeckt worden.

Zu den spätbyzantinischen Kirchen Halicz' wurde Geröllstein aus dem Dnjestr und Haustein verwendet; Flächenornamente aus farbigen Ziegeln schmückten das Innere. Das Haliczer Schloss war nach den Plänen Franz Corazzinis aus Avignon vom Starosten Andrzej Potocki erbaut. Bemerkenswert ist endlich Halicz als Sitz der Sekte der Karaiten, denen König Stefan Batory gestattet hatte, sich hier anzusiedeln.

An dem wegen seiner Moorbäder bekannten Morszyn und an den Salinenstädten Bolechow, Dolina und Kalusz vorbei gelangt man nach Stryj, in die Gegend der grossen Siege Jablonowskis über die Türken (1664).

An dem klaren, durch die mit grossen, dunkelgrünen Waldungen verbrämte Landschaft sich dahinschlängelnden Fluss gleichen Namens gelegen, war es einst

Eigentum Johann Sobieskis. In Anerkennung seiner Verdienste hatte ihm die polnische Republik diese Stadt als Geschenk übergeben. Trotz seiner stark befestigten Burg, wurde Stryj des öfteren von vorbeirückenden feindlichen Heeren besetzt. Besonders hart wurde es zur Zeit des Einfalls Rakoczys, 1657, mitgenommen.



Das Florianitor

die schöne Königin heimzuführen. Sie blieb jedoch ihren Vorsätzen treu und sprang in die Fluten der Weichsel, um das Land vor Unglück und Not schwerer Kriegsgeschicke zu bewahren und es vor feindlicher Verheerung zu verschonen.

Zwei Grabhügel wurden den beiden Helden, dem tapferen Drachenbezwinger und mythischen Stadtgründer und der jungfräulichen Königin, aufgeworfen, um das Andenken an sie zu verewigen.

An diese Hügel knüpft die Sage an und wird vom Volk als alte Ueberlieferung in Ehren gehalten.

Stets war Krakau mit der Geschichte des polnischen Volkes aufs innigste verbunden und nahm in dem Kulturleben Polens einen hervorragenden Rang ein.

Die Könige Boleslaw Chrobry (992—1025) und Boleslaw der Kühne (1058—1079) weilten gerne in Krakau, beglückten es mit den Früchten ihrer Siege und hoben das Ansehen der Stadt. Als aber eine Fehde zwischen Boleslaw dem Kühnen und dem Bischof Stanislaw entbrannt war und der König sich hinreissen liess, Hand an den Bischof zu legen, da sank die weltliche Macht und mit ihr die Bedeutung des aufblühenden Krakaus.

Die später zweimal von Tataren geplünderte und eingeäscherte Stadt bedachte Boleslaw der Schamhafte (1243—1279) in der Gründungsurkunde von 1257 mit einer Reihe von Privilegien, um die ihr tief geschlagenen Wunden zu heilen und fremde Einwanderer zur Besiedelung anzulocken.

Später zog Krakau als Residenz des Königs, als Bischofssitz und Krönungsstadt den Adel und die Geistlichkeit an, die zudem Steuerfreiheit genossen und vom

städtischen Bürgerrecht ausgenommen waren. Die Bevölkerung und der Reichtum der Stadt wuchsen unter dem Zustrom immer mehr.

Als Kasimir der Grosse (1333—1370) den Thron bestieg, beschloss er, das Werk der Förderung der Stadt, die ihm besonders am Herzen lag, fortzusetzen und sie nach Kräften zu entfalten. Er umgab sie mit einer Mauer und schmückte sie durch Bauten und Kirchen reich aus, gründete aber zugleich zur Schwächung der immer mächtiger werdenden und zu Aufständen neigenden deutschen Stadtbürgerschaft neben Krakau die Stadt Kazmierz.

Bald laufen alle politischen Fäden am Hofe des Königs von Polen zusammen. Abgesandte fremder Mächte erscheinen, Turniere und Bankette werden abgehalten, weltliche und geistliche Würdenträger überbieten sich an Prunk und Festlichkeiten, Handel und Industrie blühen auf, Wissenschaften und Künste werden gepflegt. 1364 wird die erste Universität gegründet.

Eine noch bedeutungsvollere Glanzepoche bricht für Krakau unter den Jagiellonen an.

Der zivilisatorische und kulturelle Einfluss der Stadt wächst, und das ganze Land befruchtend, schwingt sich Krakau zu hoher Blüte empor. Die Universität wird erneuert, der Ruf ihrer Gelehrten dringt weit über die Grenzen der polnischen Lande, und zu mächtigem Leben erwacht die jagiellonische Idee.

Unter Kasimir dem Jagiellonen (1447—1492) wird durch dessen Frau, Elisabeth von Oesterreich, die deutsche Kultur dem Lande kraftvoll vermittelt, innige Beziehungen zu Nürnberg werden geknüpft.

Eine neue Glanzperiode war die Zeit der ruhmvollen Regierung König Siegmunds I. (1501—1548), der seine

Zeitgenossen, Karl V. und Franz I., an Prunk und Luxus und Förderung der Kunst überbieten wollte.

Er war es, der die italienische Renaissance nach dem Norden verpflanzte, die heimische Kunst nach ihr umbildete und sie feinsinnig mit der bis dahin in Polen blühenden Gotik in edlen Formen vereinte.

Handel und Industrie heben sich machtvoll, von ausländischen, meist italienischen Kaufleuten und den reichen Krakauer Handelshäusern der Fuggers, Turzas, Bethmans, Mornsteins, Bonars u. a. nach Kräften gefördert, die auf eigenen Schiffen Beziehungen zu Holland, England und Spanien anknüpfen.

Unter den Wahlkönigen sinkt jedoch die Blüte Krakaus.

Die Residenz wird nach Warschau verlegt. Kriege, Belagerungen, Plünderungen, Feuersbrünste und Epidemien wälzen sich über die alte Krönungsstadt und verwischen allmählich die Spuren früheren Glanzes.

Nach der dritten Teilung Polens, in der Krakau an Oesterreich gefallen war, bot die Stadt, die auch an den letzten Geschicken des polnischen Reiches regen Anteil genommen, einen trostlosen Eindruck. Auch die 1815 proklamierte Freistadt konnte sich bei dem Mangel an jeglichen Mitteln nicht erholen, und schwer seufzte sie, materiell und geistig verarmt, unter der Last der Schicksalsschläge.

Erst der Wechsel der politischen Geschicke, die politische Freiheit und die dem Lande verliehene Autonomie, schufen die nötigen Vorbedingungen zur materiellen und geistigen Hebung. Durchgreifend schnell blühten Kunst und Wissenschaft auf, und heute bildet Krakau wieder den Mittelpunkt des polnischen Geisteslebens.

Krakau ist die Stadt der Erinnerungen und der Träume.

Wenn im Morgengrauen die unzähligen Türme, von weissen Schleiern umwallt, ihre kühnen Hälse aus den Nebeln emporrecken, wenn die Glocken zu den Frühmessen ertönen und über der altersgrauen Stadt die Sonnenstrahlen sich an den Türmen brechen und deren Spitzen golden schimmern; — oder wenn die Lichter verlöschen und der Mond seinen Silberglanz über die verstummte Stadt giesst und die mächtigen Silhouetten des Schlosses und die schwarzen, düsteren Türme ins Firmament ragen, — dann leben die alten Erinnerungen und die nie ausgeträumten Träume wieder auf.

Das silberblaue Band der Weichsel umgürtet in sanftem Bogen die Stadt. Auf einer westlichen Anhöhe erhebt sich ein Gedächtnishügel. Zu Ehren des grossen Nationalhelden Kosciuszko wurde hier vom polnischen Volk ein Denkmal aufgerichtet, nicht aus Stein oder Erz, sondern aus dem mit seinem Blut durchsättigten Boden, aus der polnischen Erde, der er sein Leben geopfert.

So wurde Kosciuszko als Einziger für würdig gehalten, in derselben Art wie die mythischen Gründer der Stadt geehrt zu werden.

Der schlichte, einfache Bürgersmann, den nur glühende Vaterlandsliebe und Mut beseelten, erwarb in einem Augenblick das Vertrauen des ganzen Volkes. Ja, noch mehr, er ward zum Helden, der an Grösse mit den Grössten aller Nationen sich messen konnte.

Der Inbegriff der tiefsten Gefühle eines ganzen Volkes. Die Erfüllung der grossen Sehnsucht seiner Nation. Der Erwecker schlummernder Kräfte, der in einem Augenblick alle äussere Schwäche und alle Ohn-

macht brach und glühende Funken der Macht, des Selbstbewusstseins und der Grösse entfachte.

Ein kraftvoller Führer des Volkes und dessen Diener, der nicht nach Rang und Ehren und Ueberhebung trachtete. Nur ein Ziel leuchtete ihm vor: die Freiheit seiner Heimat. Und zur Erreichung dieses Zieles setzte er freudig Gut und Blut ein, nie an sich denkend, stets nur an sein Volk.

Von Völkern und Fürsten geschätzt und gepriesen, mit Huldigungen überschüttet und selbst von Feinden geehrt, war es ihm nicht vergönnt, sein Vaterland zu erretten. Doch sein Heldentum blieb verewigt für alle Zeiten, und die treue Erinnerung an ihn vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht.

1816 starb der grosse Freiheitskämpfer in Solothurn, und 1818 wurde sein Leichnam nach Krakau gebracht und in der Königsgruft beigesetzt.

In den krummen Strassen, die zum Schloss hinaufführen, stehen seit Jahrhunderten die alten Häuser der ehrwürdigen Domherren. Alles hier ist feierlich und still. Eine Säulenhalle umgibt den alten Hof, hinter dem Tor ein blühender Garten, kühle Schatten unter den Arkaden. Lautlose Stille, tiefer Friede und seltsame Abgeschiedenheit.

Humanistischer Geist lebt noch in den Aufschriften an einigen Häusern: Sibi amico et posteritati; tecum habita; operosum est cunctis placere; regem honora, deum cole, libertatem tueare; u. a. In der Domherrengasse: Nil est in homine bona mente melius; procul este profani. Hier und da flimmert ein Lämpchen vor dem geschnitzten Madonnenbild an der Hausfront.

Die schweren Schicksalsschläge haben den mittelal-

terlichen Charakter der Stadt mit der Zeit etwas verändert, vieles fiel ihnen zum Opfer und konnte nicht mehr aufgebaut werden.

Doch überall noch leben die italienischen Meister, die im 16. und 17. Jahrhundert für Könige und Magnaten gearbeitet haben, in ihren Werken weiter, neben Erinnerungen an die gotische Kunst und die romanische Epoche.

Der ringsherum von Türmen flankierte Mauergürtel der Stadt verschwand, und nur vier Türme an der Nordseite stehen noch. Heute winden sich um das frühere Krakau prächtige, wohlgepflegte Gärten: die Plantationen.

Einst hatte Krakau sieben Stadttore. Heute steht nur noch ein einziges, das Tor des heiligen Florian, durch das so viele festliche, prunkvolle Züge in die Stadt schritten, so viele Könige und Gesandte fremder Völker feierlich einzogen, durch das auch die Grossen der Nation zur letzten Ruhe getragen wurden. Ueber dem Tor prangt der weisse Piastenadler, von der Stadtseite das Wappen der Stadt, ein Relief des heiligen Florian. Zwei Türme erheben sich rechts davon, ein halbrunder und ein achteckiger. Den ersten hatte im Falle eines Krieges die Zunft der Tischler, den zweiten die Zunft der Zimmerleute zu verteidigen.

Ein runder Vorbau mit schlanken Türmen und Schiessscharten, der früher mit dem Florianitor verbunden war und als Festungswerk zum Schutze vor dem an die Stadtmauern heranrückenden Feind diente, steht noch heute dem Tor gegenüber. Es ist dies die Barbakane, das Rondell. Ein sehr interessanter Bau aus dem 15. Jahrhundert, eine seltene Sehenswürdigkeit der Verteidigungsart und Kriegskunst im Mittelalter, gleichsam ein grosses Fort.

Durch das Florianitor betritt man die Stadt. Am Ausgang der Florianistrasse breitet sich ein weiter, in der Mitte von dem prachtvollen Bau der Tuchhallen geteilter Platz aus.

Der Krakauer Ringplatz war einst Zeuge glänzender Festlichkeiten und wichtiger geschichtlicher Begebenheiten.

Hier nahmen auf einem hohen Throne, der neben dem alten Rathausturm aufgerichtet war, die polnischen Könige nach den Krönungsfeierlichkeiten das Homagium von den Lehensfürsten und den Treueid von den grossen Städten entgegen.

Hier übergaben die Räte der Stadt Krakau dem König die goldenen Schlüssel der Stadttore und reichten ihm Geschenke dar.

Hier, auf dem Krakauer Marktplatz, schwor dereinst Kosciuszko in die Hände der Nation, das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und dessen Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Die Entstehungsgeschichte des alten, ehrwürdigen, in der Mitte des Ringplatzes errichteten Baues der Tuchhallen reicht bis zum Jahre 1257, wo er in einem Privileg König Boleslaws des Schamhaften als vollaufgestapelt mit Stoffen erwähnt wird.

Im Laufe der Zeit haben die anfänglich gotischen Hallen verschiedene Veränderungen erlitten und tragen deshalb auch die Spuren verschiedener Epochen an sich. 1555 wurden sie nach einem grossen Brande von dem Italiener Padovano und dem Baumeister Pankraz in einen Renaissancebau umgewandelt. 1879 wurden bei der Restaurierung verschiedene störende Anbauten entfernt, schöne Arkadengänge angefügt, und so wurde der Bau



Der Dom auf dem Wawel (Südseite)



sehnliche Bau der Studentenburse und das ,graue Haus' befinden, führt zum kleinen Ringplatz. In dem wie eine befestigte Burg anmutenden Haus soll einst die schöne Jüdin Esther, die Geliebte Kasimirs des Grossen, gewohnt haben. Später war es der Sitz der Nationalregierung, zu Zeiten Kosciuszkos.

Schüchtern kauert noch am Ringplatz das uralte Sankt Adalbertskirchlein, das an der Stelle erbaut ist, wo der heilige Adalbert gepredigt haben soll, und still träumend steht der grösste Dichter der Polen, Adam Mickiewicz, auf dem weiten, freien Platz.

Die Burgstrasse, an der Veit Stoss gewohnt hat, führt zur Königsburg. Auf dem Wawelberg ruht das mächtige Schloss der polnischen Herrscher. Heimsuchungen, Feuersbrünste und Plünderungen während der Schwedenkriege und der Teilungen Polens haben auch die Burg nicht verschont. Trotzdem wirkt das glänzende Baudenkmal auch heute noch überwältigend.

Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammend, wurde es um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch die Mongolen vernichtet, dann wieder aufgebaut, von Kasimir dem Grossen und Wladislaw Jagiello vollendet und reich ausgeschmückt, und von Siegmund I. endlich von Grund auf umgebaut.

Zur Zeit dieses Kunstmäzens und Kunstkenners erfreute sich die Residenz besonderen Glanzes. Er führte die Renaissance in Krakau ein und eröffnete damit eine Blüteperiode der polnischen Kulturgeschichte. Als Baumeister und Bildhauer berief er den Franziskus Italus, den Florentiner Francesco della Lora, Bartolomeo Berecci, Nikolaus Castiglione, den Polen Benedikt aus Sandomir und andere an seinen Hof.

Zu den ältesten Teilen des Schlosses gehört der nordöstlich gelegene sogenannte Hahnenfuss, ein Eckzimmer mit sechs Fenstern, von denen drei vermauert sind. Die drei anderen bieten jedoch einen prachtvollen Ausblick auf die Stadt, die Vorstädte und die anmutige Umgebung.

Durch das erste Fenster grüssen die Morgenstrahlen, durch das zweite bricht sich das glühende Licht der Mittagssonne an den Marmorwänden, und durch das dritte strömt der Purpur der untergehenden Sonne als Abschied des sterbenden Tages in das Gemach. Ein Lieblingszimmer der Königin Hedwig und des Königs Siegmund August.

Zu den ältesten Teilen des Schlosses zählen ferner das Erdgeschoss und der Turm Lubranka.

Da abermals ein Brand einen Teil des schon fast fertigen Baues einäscherte, wurden die Arbeiten erst unter dem Nachfolger Siegmunds, Siegmund August, fortgesetzt, und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erstand das stolze Königsschloss in seiner ganzen Pracht.

Zu den imposantesten Denkmälern der Renaissancearchitektur gehören die dreistöckigen Säulengänge des mächtigen Arkadenhofes. Mit überraschender Kühnheit wurden hier die Säulen aufeinander getürmt. Die der lombardischen Skulpturschule entstammenden Ornamente bilden den interessantesten Schmuck des Schlosses. In meisterhafter Weise wurden dem anfänglich gotischen Bau Einzelheiten im Renaissancestil angegliedert.

1609 musste wiederum, unter der Regierung Siegmunds III., des Barockkünstlers, der nördliche Flügel nach einem Brande aufgebaut werden. Der Mailänder



Das Grabmal Kasimirs des Jagiellonen von Veit Stoss (Dom)

Ausser dem Wappen Polens und Litauens enthält die Glocke noch die Inschrift: D. O. M. ac Virgini Beatissimae Sanctisque Patronis Suis, Divus Sigismundus Poloniae Rex, campanam hanc dignam animi operumque ac gestorum suorum magnitudine fieri fecit a. 1520.

Gegossen wurde die Glocke von dem Nürnberger Hans Behem und zu Ehren des Königs mit dessen Namen getauft.

Das Rom des Nordens nannte man ehedem Krakau. Und in der Tat besitzt wohl keine Stadt des nördlichen Europas so viele Kirchen und Klöster, so viele aufgestapelte Kunstwerke, Kostbarkeiten, Denkmäler und Schätze — heute noch, obwohl doch vieles dem Lauf der geschichtlichen Ereignisse erlag.

Nicht nur kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Wert besitzen diese Heiligtümer, — sie sind auch mit der ganzen Vergangenheit des Volkes fest verflochten und deshalb der Nation besonders ans Herz gewachsen.

Tiefer Glaube, Kunst und Glanzepochen der Geschichte eines Volkes sind hier im Stein verewigt.

Hinter der mittelalterlichen Wehrmauer neben der Königsburg ragt das polnische Pantheon, die Domkirche, der ehrwürdige Tempel der alten Krönungsstadt mit seinen spitzen Dächern und dem barocken Helm des Uhrturmes empor.

So innig ist diese Kirche mit den Geschicken des polnischen Volkes und der Geschichte des Landes verbunden, so innig mit den ruhmvollsten Epochen wie mit den Tagen bitterer Not und furchtbaren Unglücks der ganzen Nation und ihrer Könige verwoben, dass die

Kathedrale für sich ein lebendiges Geschichtsdokument darstellt.

Sie war Zeugin der Triumphe und Wiege des Ruhms polnischer Herrscher, die hier dereinst gesalbt wurden, und sie ist jetzt die Ruhestätte, die Grabesurne ihrer Asche.

Hier empfingen Polens Könige und Führer, bevor sie zur Verteidigung der Grenzen auszogen, den kirchlichen Segen und legten demütig dem, der ihnen den Sieg verliehen, die Siegestrophäen als Dank nieder.

Die älteren polnischen Geschichtsschreiber nehmen das Jahr 966 als Gründungsjahr der Kathedrale an, in welchem Herzog Mieczyslaw I. sich mit der böhmischen Prinzessin Dombrowka vermählte. Spätere Schriftsteller schreiben die Grundsteinlegung dem König Wladislaw Hermann (1081—1102) zu. Im Laufe der Zeit erlitt die Kirche viele Veränderungen, erlag immer wieder Feuersbrünsten, erhob sich aber, dank der Fürsorge von Königen und Bischöfen, immer wieder aus den Trümmern. In seiner heutigen Gestalt stammt der dreischiffige Bau aus dem 14. Jahrhundert.

Von der ursprünglich romanischen Kirche ist, abgesehen von kleinen Resten, nur noch die Krypta des heiligen Leonhard erhalten. Das Innere der Krypta zeigt einfache Kreuzgewölbe ohne Rippen, die sich auf vier kleine Säulen mit glatten Würfelkapitälen stützen, und ist durch Säulenreihen in drei Schiffe geteilt.

Auf zehn Pfeiler stützt sich das altersgraue Gewölbe des grossen Chors, in der Mitte beginnt das Presbyterium. Ausser dem von Siegmund I. gestifteten Hochaltar, einem Werk Dolabellis, zählt der Dom noch 25 Altäre aus schwarzem Marmor. Alabaster, Bronze, Marmormonumente, Gemälde, schwere Teppiche und alte

Gerätschaften, Geschenke von Königen und Königinnen, von Bischöfen und Magnaten, schmücken den Tempel.

In der Mitte der Kirche steht, von silbernen Engeln getragen, der schwere silberne Sarg des heiligen Stanislaw. Ein schönes Kunstwerk im Barockstil. Ein messingner, schwer vergoldeter Baldachin beschattet den heiligen Schrein und die Gebeine des Bischofs von Krakau, des Landespatrons und Märtyrers, der am Altar auf der Skalka — seinem bischöflichen Sitze — von der Hand des mit dem Banne belegten Königs fiel. Später wurde er heilig gesprochen. Die Gebeine wurden 1089 auf den Wawel überführt und in der Kathedralkirche beigesetzt. Ehemals wurden über dem Sarg des Heiligen die erbeuteten Standarten und Fahnen niedergelegt, dem Patron des Landes zu Dank und Ehre.

In den Schiffen, im Chor und in den die Kathedrale rings umgebenden Kapellen stehen gotische Sarkophage, Denkmäler und Renaissancegrabmäler. Von den Künstlern, die diese Werke schufen, seien genannt: Veit Stoss, Peter Vischer, Thorwaldsen, Berecci, Gian Maria Padovano, Johann Michalowicz aus Urzendow.

Hier ein Standbild Wladimir Potockis, von Thorwaldsens Hand, dort, dicht am Hauptaltar, ruht auf einer prächtigen, spätgotischen Tumba aus rotem Marmor und Sandstein, unter einem Baldachin, majestätisch und ernst, die Krone auf dem Haupt und das Zepter in der Hand, Polens grosser König Kasimir. Sein Grabmal ist wohl das schönste von allen Königsdenkmälern.

Im rechten Seitenschiff stehen das Renaissancegrabmal König Johann Albrechts, hinter dem Hauptaltare die Barockdenkmäler Michael Wisniowieckis und Jo-



Die bronzene Grabtafel des Kardinals Friedrich des Jagiellonen (1510)

ten und Reliefs schmücken noch das Innere der Kathedrale.

Um aber die hohe Bedeutung des Domes richtig und voll würdigen zu können, muss man die siebzehn, in verschiedenen Stilarten erbauten Kapellen betrachten, welche die Kirche wie ein Kranz umgeben.

Hier findet man auch den Beweis für die Behauptung, dass in der Kathedrale die Geschichte Polens in Stein und Marmor gemeisselt ist, dass die Wände von jenen Männern, die zur Grösse des Volkes beigetragen haben und von diesem verherrlicht wurden, Kunde geben, dass diese Chronik aus Stein die Grösse des Volkes und die erhabene Vergangenheit des Landes voll offenbart.

Auch der grossen künstlerischen Bedeutung der Kirche wird man sich hier bewusst, kann sich ein Urteil bilden, auf welch hoher kultureller Stufe Polen vor 500 Jahren stand, und kann auch den interessanten Uebergang von den gotischen Traditionen zum Reichtum und zur Ueppigkeit der Renaissance erkennen. Ein Museum der polnischen Kulturgeschichte.

Auch hier wiederum Monumente und Grabmäler der Könige und Bischöfe, Gedenktafeln und Reliefs hervorragender Männer, deren Tatkraft und deren Tugenden die Geschichte rühmt. Imposante Altäre, reiche Ornamentik und prachtvolle Wandmalereien legen Zeugnis ab von der Grösse vergangener Zeiten.

In der Kreuzkapelle, die in den Jahren 1461—1471 entstanden ist, steht das Cenotaphium Kasimirs des Jagiellonen, eines der hervorragendsten und gewaltigsten Werke Veit Stoss'. Die Polychromie, die, von ruthenischen Malern ausgeführt, aus der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts stammt, trägt byzantinischen Charakter.

Die Kapelle „Unserer lieben Frau“ oder der heiligen drei Könige, auch Rosenkranzkapelle genannt, schmükken Werke von Thorwaldsen, von dem Wiener Johann Daninger und Guercino da Cento. Von Bischof Zawisza 1380 errichtet, wurde die Kapelle im 16. Jahrhundert von dem Bildhauer Jan Michalowicz aus Urzendow im Renaissancestil umgebaut und erfuhr in den Jahren 1832—40 auf Veranlassung des Grafen Potocki eine prachtvolle Umgestaltung nach einem Plane von Peter Nobile. Die Wände sind mit Marmor ausgelegt, die Kuppel ist innen reich vergoldet.

Die Wände der barocken Königskapelle des Hauses Wasa sind mit schwarzem Marmor ausgelegt und mit Grabinschriften und schwerer Ornamentik bedeckt.

Zu den schönsten Werken der Renaissance gehört die Siegmundkapelle. Entstanden ist sie in den Jahren 1519—1530 an Stelle der von Kasimir dem Grossen 1340 gegründeten Mariä Himmelfahrtskapelle. Ihr Erbauer war Bartolomeo Berecci, den beim Bau dieses „schönsten Denkmals der Renaissance diesseits der Alpen“ Johann Cini von Siena, Antonius da Fiesole, Filippo da Fiesole, Niccolo Castiglione und Guglielmo Fiorentino unterstützten. Der Stifter ist König Siegmund I.

Den äusseren, vierseitigen Unterbau ohne Fenster gliedern zarte Pilaster. In einem Feld zwischen denselben prangt das Wappenschild mit dem polnischen Adler, ein S, die Initiale des Königs, und die Inschrift:

Ne mireris hospes decus hoc sublime sacelli
Saxaque Phidiaco sculpta magisterio,
Hoc statuit Sigismundus opus qui struxit et arcem

Clarior hic recta sed ratione labor,
Illum ne credas, dum momentanea condit
Atria, perpetuam post habuisse domum.

Ueber dem Unterbau erhebt sich ein an den Ecken mit Pilastern gegliederter achteckiger Tambur, darauf eine vergoldete Kuppel und eine Laterne. Als Abschluss dient eine Krone.

Das Innere schmückt wunderbare, interessante Ornamentik, die einen tiefgehenden Einfluss auf die ganze Entwicklung der Skulptur im 16. Jahrhundert, nicht allein bei den polnischen Künstlern, ausgeübt hat. In der Mitte jeder Seite des viereckigen Innenteiles, der ebenfalls Pilasterarchitektur hat, befinden sich eine grosse und zwei kleine Bogennischen. In den kleinen stehen marmorne Standbilder, in der östlichen grossen Nische ein silberner Flügelaltar mit Gemälden und silbernen Reliefs, eine Nürnberger Arbeit. Auch diesen stiftete der König, der heute hier mit seinem Sohne Siegmund August und seiner Tochter Anna, der Gemahlin König Stephan Batorys, ruht. Die letzten der Jagiellonen.

Die Gestalt des Königs Siegmund in Lebensgrösse und voller Rüstung ist von Gian Maria Padovano gemeisselt, die Siegmund Augusts ist ein Werk Santi Guccis. Königin Annas Grabesdenkmal befindet sich auf dem vorderen Teile eines marmornen Thrones an der Südseite. Der kunstvoll in edler Form ausgeführte Adler am Thron über der schlafenden Königin und die silbernen Leuchter am Altar sind wertvolle Arbeiten Krakauer Goldschmiedekunst aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die Asche dieser letzten Sprossen aus dem Stamme

der Jagiellonen ist in der Gruft unterhalb der Kapelle beigesetzt.

„Saxaque Phidiaco sculpta“ ist keine Uebertreibung. Zu Recht wird die Kapelle mit ihren edlen Proportionen und der prachtvollen Architektur allgemein als Perle der Renaissance bezeichnet.

So hat jede Kapelle ihre Geschichte, jede schmücken prächtige Monumente, Sarkophage, Epitaphien und Reliefs.

Nur einzelne, besonders wertvolle Denkmäler seien erwähnt. Die Fronleichnamskapelle oder die Kapelle des heiligen Andreas birgt das älteste, von Elisabeth von Oesterreich, der Mutter König Johann Albrechts, 1501 errichtete Renaissancedenkmal des Königs, von einer portalartigen Architektur umrahmt. In vollem Ornat, darunter aber geharnischt, liegt der König auf einer Tumba.

Die von Berecci prachtvoll umgewandelte Kapelle des heiligen Thomas ist die Grabstätte des Bischofs Tomicki.

In der alten, 1331 erbauten Kapelle der Mansionare, auch Marien-Ciborium-, Batory-Kapelle genannt, die ehemals mit dem Schlosse durch eine Galerie verbunden war und in der die Könige dem Gottesdienste beizuwohnen pflegten, steht ein grosses Grabmal König Stefan Batorys, von Santi Guccis Hand. Die Dekorationen sind aus schwarzem Marmor.

Ein von der Königin Bona Sforza dem Bischof Gamrat errichtetes und von Padovano gemeisseltes Grabmal steht in der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kapelle der heiligen Katharina. Denkmäler von Bischöfen und Canonicis reihen sich daran. Auch die anderen Kapellen dienen geistlichen Würdenträgern und weltlichen Grossen als prunkvolle Grabstätten.

Manche der von Königen, Bischöfen und Magnaten gestifteten und zusammengetragenen Schätze birgt die Domschatzkammer, obgleich nur noch ein winziger Teil der früheren Reichtümer bis auf den heutigen Tag erhalten blieb.

Zu den wertvollsten gehören das goldene Reliquiar des heiligen Stanislaw, das Reliquiar des heiligen Florian und das des heiligen Wenzel. Goldene Monstranzen, Kelche, von Königinnen gestickte schwere Ornate, vom Papst den polnischen Königen zum Kampf gegen die Ungläubigen verliehene Schwerter, das prächtige Schwert König Siegmund Augusts vom Jahre 1540, die Krönungsinsignien Kasimirs des Grossen, Kronen der Königinnen, u. a. m.

Von den gotischen und Renaissancekünstlern der angewandten Kunst, die für das polnische Kulturleben bedeutungsvoll waren und in Krakau gearbeitet haben, seien genannt: der Bruder Veit Stoss', der Goldschmied Matthias Stoss (gest. 1540), der Hofgoldschmied Martin Marcinek, der Goldschmied, Stecher, Emailleur und Medailleur Gian Caraglio (gest. 1565).

Die Asche der Herrscher Polens, der Grössten und Besten der Nation, ruht in der Krypta des heiligen Leonhard. Schwere Säulen tragen das Gewölbe.

In Reihen stehen hier in der unterirdischen Kirche, in den Schiffen und Bogennischen, die Särge in kunstvoller, getriebener Arbeit, in Marmor, Bronze und Zinn. Hier schlafen die einst mächtigen und stolzen Könige Polens ihren letzten Schlaf.

Eine tiefe, unheimliche Finsternis herrscht im Raum, nur unruhig und geheimnisvoll flackert und irrt der rote

Schimmer der ewigen Lampe an den altersgrauen Wänden der Krypta.

Ein seltsames Gefühl überkommt sogar den der Geschichte und den Geschicken der polnischen Nation fremd gegenüberstehenden Besucher.

Einstige Macht und einstige Grösse, die ruhmvolle, glänzende Vergangenheit ruht hier in stiller Pracht. Ganze Dynastien nebeneinander.

In kostbare Särge, in Stein und Bronze, in Fürstenschmuck gebettet die Könige der Nation, gross noch im Tode.

Jahrhunderte in eine Stunde gebannt und in einer Halle verewigt.

Ein tiefer Friede liegt über der säulengeschmückten Krypta. Alte verklungene Sagen aus längst vergangenen Zeiten wähnt man zu vernehmen.

Unruhig und gespensterhaft zittert nur der rote Schimmer der ewigen Lampe an den Wänden der königlichen Grüfte und irrt an den Sarkophagen entlang.

Hier ruht Johann Sobieski, der Befreier Wiens, in einem Sarkophag aus schwarzem Marmor.

Hier liegt Napoleons General, der stolze Held Josef Poniatowski, der seinen Tod in der Elster gefunden hat, im schwarzen Marmorsarg.

In weissem Steingrabe der grosse Volkshetman, der grosse Nationalheld Taddäus Kosciuszko.

In einem Riesengrabmal einer der mächtigsten Monarchen, Siegmund I., der Alte.

In einer einsamen, abgeschiedenen Kapelle der König des polnischen Liedes, Adam Mickiewicz.

Und so reihen sich in endloser Folge in den Nischen und Schiffen der Krypta prachtvoll gemeisselte und

mit schwerer Ornamentik verzierte Sarkophage aneinander. Könige, Königinnen, Helden und Dichter.

Polens campo santissimo.

Ist die stolze Kathedrale auf dem Wawelberge die versteinerte Chronik der Könige, weltlicher und geistlicher Würdenträger, so verkörpert die Marienkirche die Geschichte des Bürgertums, das im 14. Jahrhundert sich zu so üppiger Blüte entfaltete.

Mit zwei grossen, roten, im Laufe der Zeiten ergrauten Türmen dem Ringplatz zugewandt, gehört sie zu den schönsten Werken der gotischen Baukunst. Gegründet wurde sie 1226 von Iwo Odrowaz, Bischof von Krakau und Kanzler Leszeks des Weissen. Eine Inschrift an der Mauer des Hochaltars lautet: D. O. M. Beatissimae Virgini Mariae in Coelum assumptae, Sacras has edes. Ivo Odrovosius Ep. Cr. erexit A. D. 1226.

Von den beiden viereckigen Türmen, die durch Gesimse und einzelne Stockwerke geteilt sind, ist der nördliche, „Marienturm" genannte, schlank und hoch und läuft in ein Achteck aus. Ein origineller Turmhelm krönt ihn. Acht schlanke, zierliche Türmchen umgeben die Mittelspitze, über der eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Krone von 10 m Umfang schwebt.

Der zweite Turm ist viel niedriger und trägt einen Helm im Barockstil.

An die von poetischen Legenden umwobenen Türme knüpft das Volk eine Sage. Zwei Brüder bauten die Türme auf. Als der eine sah, dass er den Bau seines Turmes nicht höher führen könne, weil die Fundamente, die er gelegt, eine weitere Last nicht tragen würden, dass also der Turm seines Bruders den seinigen überragen würde, da erstach er ihn, von Neid und bewusstlo-

ser Wut gepackt. Von Gewissensbissen gefoltert, stürzte er sich von der Höhe des Turmes herab. Das Messer, mit dem er den Mord vollführte, hängt im Torwege der Tuchhallen. Der zweite Turm blieb unvollendet.

Hoch über die Stadt ragt der Marienturm empor. Ungebeugt vom Alter und unerschüttert von den wandelnden Geschicken, blickt der treue Wächter, der Krakau entstehen, blühen und verfallen sah, über die Stadt, als stummer Zeuge all der Geschehnisse und Ereignisse, die sich über die Königs- und Krönungsstadt dahingewälzt haben. Ein lebendiges Wahrzeichen.

Aus einer Holzkirche ist der heutige prachtvolle, dreischiffige Bau der Marienkirche entstanden. Strebebogen und vorspringende Strebepfeiler mit reicher Krönung gliedern das Aeussere. Vorn ein freistehendes Dach mit einer schönen Fiale.

Das Innere schmückt eine reiche Polychromie aus neuerer Zeit von Jan Matejkos Hand. Die bunten, üppig aufgelegten Gold- und Lasurfarben wirken etwas unruhig, doch hat sie die Zeit schon gedämpft und harmonisiert. Und heute sind die Wandmalereien des grossen polnischen Künstlers in ihrem individuellen, kühn originellen Charakter harmonisch mit der Marienkirche verwachsen.

Ein Triumphbogen verbindet die Schiffe mit der Kirche und lässt, — selbst zu der gewaltigen Höhe des Chores und des Schiffes aufsteigend, die ausserordentliche Höhe der Marienkirche ermessen.

Im Hintergrund des Chores leuchten die alten Glasmalereien der Fenster in tausend Farben. Smaragde, Saphire und Rubine schillern in herrlicher Harmonie. Wertvolle Denkmäler der mittelalterlichen Glasmalerei.

Den grössten Schmuck, das kostbarste Kleinod der

Marienkirche bildet aber der Hochaltar von Veit Stoss. Um das Jahr 1463 erscheint der geniale Meister in Krakau und wirkt bahnbrechend auf die Entwicklung der Krakauer Kunst, der er einen eigenen Stempel auflegt. Im Mittelfelde des riesigen Triptychons sieht man das Entschlafen der Jungfrau Maria im Kreise der Apostel. Golden schimmern die lebensgrossen Figuren. Oberhalb steht Christus mit der Seele der heiligen Jungfrau, Petrus stützt den Leichnam, und ein Strahlennimbus umrahmt die Gestalt Christi. Der Altar zeigt auf den Flügeln, die den Schrein schliessen, auf himmelblauem Grund Szenen aus dem Leben Christi und der Mutter Gottes.

Ausser diesem überwältigenden Hauptwerk von Veit Stoss birgt sowohl die Marienkirche, als auch andere Kirchen Krakaus, noch manche wertvolle Arbeit des Künstlers in Holz und Stein.

Wie im Dom Könige und Senatoren sich Kapellen als letzte Ruhestätte erbauten und Altäre errichteten, steuerten hier die Patrizier bei und stifteten Kapellen und Altäre, errichteten Grabmäler, Grabplatten und Monumente. Und so umrankt auch die Marienkirche ein Kranz von Kapellen, die wohl oft an Grösse und Umfang denen des Domes nachstehen, an edlen Formen und künstlerischer Bedeutung sich aber mit jenen messen können. Zu den schönsten gehören die Kapellen der Monteluppis, der Cellaris, Schillings, Szembeks, Salomons, Turzas, Morstins, Bonars, u. a.

Einst war die Kirche ein deutsches Gotteshaus, daher die vielen deutschen Inschriften und Namen der Stifter und Krakauer Patrizier, die sich hier taufen, trauen und begraben liessen.



Das Innere der Marienkirche



der theologischen Fakultät, die bis dahin nicht vorhanden war. Hedwig beschliesst, die Universität in die Stadt Krakau zu verlegen, und schenkt der Hochschule ihre sämtlichen Kleinodien. Leider war es der Königin nicht vergönnt, die Neueinrichtung der Universität zu erleben.

Im Jahre 1400, am ersten Jahrestage nach dem Tode der Königin, verlegt nun Wladislaw Jagiello, das Vermächtnis seiner Gattin erfüllend, die Universität nach Krakau, führt sie in feierlicher Prozession selbst ein, erneuert und ergänzt sie.

Die Organisation wurde nach italienischem Muster durchgeführt. Die Professoren, die meist dem geistlichen Stande angehörten, wohnten gemeinsam in der Hochschule benachbarten Häusern, die Schüler waren in sogenannten Bursen interniert.

Im 15. und 16. Jahrhundert wurden die angrenzenden Häuser mit der Universität zu einer künstlerischen Einheit, zu einem prächtigen gotischen Bau verbunden.

Trotz der späteren teilweisen Modernisierung, trotz der modernen Zutaten bei der Restaurierung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, blieb der mittelalterliche Charakter erhalten.

Mit grosser Pietät wurden Türstürze, Steinwappen und andere Teile von niedergerissenen oder abgebrannten Häusern, Gründungstafeln aus den Studentenbursen, usw. hierher gebracht und verwendet. Das Gebäude wurde zu Bibliothekszwecken umgewandelt.

Im Erdgeschoss befindet sich eine Kapelle und die Wohnung des heiligen Johannes Cantius, des ehemaligen Professors und heutigen Patrons der Universität. Die Bibliothek ist reich an Drucken und Handschriften. An die 300 000 Werke sind in ihrem Besitz und

an die 7000 Handschriften. Unter anderen befindet sich hier der berühmte „Codex Pictoratus", der die alten Zunftordnungen und Privilegien der Stadt Krakau und wunderbare Miniaturen enthält.

Wenn man den poetischen Zauber, der diesen alten Bau umwebt, voll verstehen und auf sich wirken lassen will, wenn man auch nur einen Hauch von dem Geiste verspüren will, der von hier aus ein ganzes Land erfüllte, schuf, baute und formte, muss man in den Innenhof der Bibliothek treten.

Malerische Arkaden umgeben ihn. Meisterhaft ausgeführte Säulen tragen das Zellengewölbe. Im ersten Stockwerk läuft rings herum ein offener Gang. Hölzerne Pfeiler stützen das Dach. Alte Basreliefs, Gedenktafeln und prächtige gotische Balkone vom Ausgang des Mittelalters schmücken die Wand über dem Säulengang.

Stille Feierlichkeit herrscht in dem Arkadenhof. Ein erhebendes Gefühl überkommt den Beschauer. Man wähnt, die Sprache des Mittelalters in ihrer ungetrübten Reinheit ganz leise zu vernehmen.

In der Mitte erhebt sich das Denkmal eines Schülers der Universität, des grossen Entdeckers und bahnbrechenden Astronomen Nikolaus Kopernikus.

Aber nicht er allein trug den Ruhm der Hochschule weit über die Grenzen der polnischen Lande. Eine ganze Reihe von Gelehrten, Staatsmännern und Feldherrn hat die Universität im Laufe der Zeit hervorgebracht, deren Namen der Unsterblichkeit geweiht sind, und eine ganze Reihe von Gelehrten und Professoren übte hier ihre Lehrtätigkeit aus.

Sobieski, Zamojski, Chodkiewicz, Zolkiewski waren Schüler der Universität; grossen Ruf erlangten Jakob von Paradies, der berühmte Theologe, ferner Paul



Wladimiri, Filelf, Kirchenorganisatoren und hervorragende Latinisten wie Gregor von Sanok, der grosse polnische Geschichtsschreiber Johann Dlugosz, der bedeutende Theologe Johann Sacranus, der hochgebildete Kardinal und Staatsmann Zbigniew Olesnicki, der geniale Albertus von Brudzewo, — viele Historiker, Mathematiker, Astronomen und Naturforscher.

Der Ruf der zweitältesten mitteleuropäischen Universität — die erste deutsche wurde 1348 in Prag gegründet — drang alsbald über ganz Europa und errang der Lehrstätte Weltruhm.

Nicht weit von der Bibliothek entfernt, erhebt sich heute das neue, 1887 erbaute Universitätsgebäude, das „Collegium novum".

Der Jagiellonischen Bibliothek gegenüber steht der interessante Barockbau der Skt. Annakirche, die nach dem Muster der römischen Kirche St. Andrea della Valle Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde.

Ausser den reichen Schätzen, die die Krakauer Kirchen bergen, besitzt die Stadt noch sehr wertvolle, zum Teil aus Privatbesitz stammende Sammlungen.

Das vom Grafen E. Czapski gestiftete Czapski-Museum beherbergt ein hervorragendes Münzkabinett und die grösste polnische Sammlung von Stichen.

In der Akademie der Wissenschaften, der höchsten wissenschaftlichen Institution Polens, der die geistige Führung des polnischen Volkes zusteht, befinden sich wertvolle archäologische Schätze.

Das Matejkohaus enthält die Hauseinrichtung des Künstlers und seine kulturhistorischen Sammlungen.

Ein aus einem früheren Zeughaus umgewandeltes Gebäude beherbergt die reichen und kostbaren Samm-

lungen, welche die Fürsten Czartoryski auf ihren Besitzungen in Kongress-Polen mit Kunstsinn und Pietät zusammengetragen und aufgestapelt hatten. Nach dem Aufstand von 1830 wurde vieles teils vernichtet, teils geraubt und fortgeführt. Nur ein Teil wurde gerettet und in Galizien und in Paris untergebracht, später jedoch alles in Krakau vereint.

Das Museum des Fürsten Czartoryski besitzt heute überaus reiche und wertvolle Kunstwerke. Neben sehr grossen archäologischen Sammlungen, Waffen und Rüstungen, Geweben, Teppichen, Emails, Goldarbeiten, keramischen Erzeugnissen, sind besonders die Elfenbeinminiaturen hervorzuheben, eine der schönsten Sammlungen dieser Art überhaupt.

Neben Bildergalerien einheimischer Künstler besitzt das Museum auch Werke grosser Meister des Auslandes. Unter anderen das Porträt der Cecilie Galerani von Lionardo da Vinci, den Pescara und Karl V. von Tizian, Raffaels Porträt des Fürsten von Urbino, Van Dycks Lady Pembrock, von Holbein dem Jüngeren das Porträt Jakob Meyers, des Bürgermeisters von Basel, weiter Bilder von Carlo Crivelli, Rembrandt, Ruysdaels, Tegnier, Roger von der Weyden, Adrian van der Velde, Gossaert, Jean Clouet u. a. m.

Die Bibliothek zählt über 100 000 Werke und an die 5000 Handschriften, unter anderen den Codex aureus pultoviensis und den Codex des Swientoslaw aus dem Jahre 1449.

In den Hauptsälen der Tuchhallen und den während der Restaurierung mit ihnen vereinten Räumlichkeiten befindet sich das Nationalmuseum.

Der öffentliche Gemeinsinn des Volkes, der Gemein-



Saal im Nationalmuseum. Kunstwerke des 15. und 16. Jahrhunderts

Südöstlich vom Wawel liegt, von der Weichsel umspült, die früher selbständige, unabhängige Stadt und jetzige Vorstadt Kazmierz: das Krakauer Judenviertel. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, verdankt sie ihren Namen ihrem Erbauer, Kasimir dem Grossen, der sie an Stelle des in der Nähe von Krakau gelegenen Dorfes Bawol gegründet, durch ein Privileg von 1335 zu einer selbständigen Stadt erhoben, mit Mauern umgeben und ihr die Ausübung eigener Gerichtsbarkeit, nach magdeburgischem Recht, eingeräumt hat. Heute ist Kazmierz das Krakauer Ghetto. Dem berühmten Amsterdamer Ghetto darf es verglichen werden, vor allem in bezug auf den malerischen Eindruck, den es im Besucher erweckt.

Beständig, ohne Rast, herrscht ein reges, lautes Leben in der Vorstadt. Ein wüstes Treiben, ein unruhig hastendes Hin und Her, ein aufregendes Lärmen und Drängen. Von allen Seiten, von allen Ecken, aus allen Häusern, Läden und Buden, hallt schrilles Geschrei über die Strassen. Ein Menschengewühl von Atlasröken, langen Kaftans, Fuchsfellmützen, grellen Kopftüchern und schmutzigen Perücken, von nervösen, aufgeregten Gesichtern und fieberhaft glänzenden Augen. Die eigene Jargonsprache erhöht noch das unruhige Getriebe.

Das bunte, kreischende Menschengewimmel, die fremd klingende Sprache und das sich auf den Strassen in allen seinen Phasen abspielende Leben verleihen der Vorstadt einen ganz originellen, orientalischen Charakter.

Hier fühlen sich die Juden zu Hause. Sie haben ihre Synagogen hier, ihre Vereine, Schulen, Spitäler, und kümmern sich nicht um die Aussenwelt.

Wenn der Mahner zum Gebet am Sabbattage durch

die Strassen läuft und mit einem hölzernen Klöppel an die Pforten der Häuser schlägt, dann verändert sich das Bild. Mit einem Mal hört das feilschende Treiben auf. Die Türen der Häuser werden zugeschlagen, dröhnend werden alle Buden und Läden geschlossen, alle Pforten fallen schmetternd zu.

In allen Fenstern flackern plötzlich Lichter auf und schimmern weit über die Strassen. Jehova zu Ehren.

Still wird's auf einmal, wo soeben noch lautes Treiben geherrscht. Sabbat.

Und leise huschen Gestalten in langen, seidenen Talaren, das Erbauungsbuch in den Händen, nach der Synagoge. Hier versammeln sich die Alten und Ernsten zu inbrünstiger Andacht.

Zu den ältesten dieser meist sehr interessanten Tempel gehört der im Osten der Vorstadt gelegene, aus dem 13. Jahrhundert stammende und im 16. Jahrhundert umgestaltete Hallenbau mit flachen Dächern und phantastischer Zinnenarchitektur. Zwei schlanke Pfeiler stützen sechs Kreuzgewölbe.

Das von oben hereinfallende Licht und ein schmiedeeiserner Baldachin (Al Memor) in der Mitte, von zwölf eisernen Säulen getragen, erhöhen die geheimnisvolle Feierlichkeit des Raumes.

Inmitten der Judenstadt erhebt sich eine der schönsten Kirchen Krakaus, die Skt. Katharinenkirche, von Kasimir dem Grossen um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut. Ein langgestreckter, einschiffiger Chor und ein dreischiffiges Langhaus. Die weit vorspringenden Strebepfeiler verleihen dem sonst schmalen Bau eine gewisse Breite. Das Gewölbe des Mittelschiffes ist

hölzern, dem früheren, durch Brände vernichteten, nachgemacht. Wegen der schlanken Proportionen im Innern hat die Kirche eine gewisse Aehnlichkeit mit der Marienkirche.

Reich an Fialen, Portalen, stilisierten Steinornamenten, reich an kostbaren Geweben, Grabtafeln und interessanten Malereien und Gemälden aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, gehört die Kirche zu den bemerkenswertesten Krakaus.

Nicht weit davon steht die der Katharinenkirche sehr ähnliche Corpus-Christi-Kirche, mit einem aus dem 17. Jahrhundert stammenden Turmhelm und einem riesigen hölzernen Altar im Barockstil.

Dicht am Weichselufer ragt endlich noch die Skt. Michaelskirche auf der Skalka (auf dem Felschen) empor. Hier fiel der heilige Stanislaw von der Hand des Königs.

Die alte Kirche, zu der die Könige vor der Krönung zu pilgern pflegten, ist von Grund auf umgebaut, und ihre heutige Gestalt stammt aus dem 18. Jahrhundert. In einer in den Felsen geschlagenen Krypta werden besonders verdienstvolle Männer der Nation beigesetzt. Unter vielen Dichtern ruht hier der grösste der letzten Zeit, Stanislaw Wyspianski.

Wenn man all die erhabenen Erinnerungen, die sich an Krakau knüpfen, an sich vorübergleiten lässt und sich in all die Träume vertieft, welche die polnische Nation um die alte Königs- und Krönungsstadt gewoben, so versteht man, dass die Polen an keiner Stadt des gesamten ehemalig polnischen Reiches derart mit Herz und Seele hängen, wie an Krakau.

Krakau ist für das polnische Volk die heiligste Reliquie. Es ist das Herz Polens.

In ihm lebt die glänzende Geschichte der Polen weiter, jeder Stein birgt in sich ein Stück der polnischen Vergangenheit.

Aber nicht allein als Symbol der Vergangenheit ist Krakau zum nationalen Heiligtum geworden, sondern auch heute noch laufen alle Fäden des kulturellen und wissenschaftlichen Lebens hier zusammen.



Lemberg

Doch nicht lange waren ihm glückliche Zeiten des Wachsens und Gedeihens beschieden. Bald stürmten wieder die furchtbaren Nachbarn an. Schwere wallachische und türkische Belagerungen musste es 1498 und 1509 wieder aushalten und schonungslos und aufopferungsvoll alles aufbieten, um auszuharren und den Feind zurückzuschlagen.

Noch schwerere Zeiten brachen über Lemberg in den Jahren 1648—1676 herein. Es kamen die furchtbaren Kosaken-, Türken- und Schwedenkriege.

Wohl rettete es 1671 König Johann Sobieski vor einem wütenden Ueberfall der Tataren und rieb mit seiner kleinen Schar den siebenmal überlegenen Feind auf. 1695 schlug der Grosskronfeldherr Jablonowski nach schrecklichen Strassenkämpfen die Tatarenhorden zurück und befreite die Stadt.

Tataren, Kosaken, Moskowiter, Wallachen, Türken und Schweden verschworen sich aber zu Polens Vernichtung, um sich die Tore nach Europa zu öffnen und sich die Bahn für die Ueberflutung freizumachen.

Wochenlange Belagerungen von an Hunderttausende zählenden Horden und Armeen musste die Stadt über sich ergehen lassen. Riesige Lösegelder mussten gezahlt werden. Alles musste geopfert werden.

Die Stadt litt furchtbar, sah den Ruin, sah Trümmer und Schutthaufen, trotzte aber den wilden Anstürmen, um auch ihren Teil zur Rettung des so arg bedrohten Vaterlandes beizutragen, um an Opfern, um an Mut den anderen Städten des polnischen Reiches in nichts nachzustehen, ja, um sie noch zu überbieten.

Der Uneinnehmbarkeit und der tollkühnen Tapferkeit seiner Bürger verdankte Lemberg den rühmlichen Beinamen: Ornamentum Regni, munimentum primarium Russiae.

Trotz der neuen starken Befestigungen, mit denen es König Johann Sobieski ausgestattet, erreilte es doch endlich das unabwendbare Geschick. 1704 erlag Lemberg den Heeren des Schwedenkönigs Karls XII. Rücksichtslose Plünderung, brutaler Raub der wertvollsten Kostbarkeiten, Feuersbrünste, Kriegskontributionen und Epidemien gaben der um Polen und Europa so wohlverdienten Stadt den letzten Stoss.

1772 kam Lemberg nach der ersten Teilung Polens an Oesterreich. Die Befestigungen und Wälle wurden abgetragen und in offene Plätze, Gartenanlagen und Promenaden umgewandelt. Mancher Bau und manches alte Denkmal erlag noch der Beschiessung in den stürmischen Tagen der 48er Jahre.

Seit Kasimir dem Grossen bis zur ersten Teilung war Lemberg die Hauptstadt der zu Polen gehörenden ruthenischen Woiwodschaft.

Sowohl die Stadt, wie das mit Feuer und Schwert verwüstete Land verdankten Kasimir dem Grossen den Wiederaufbau und die materielle und geistige Hebung. Die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten aus der Rheingegend und aus Sachsen eingewanderte Deutsche und Polen aus Schlesien, die auch sofort die Organisation des städtischen Lebens in die Hand nahmen. Im Verhältnis war die Zahl der ansässigen Ruthenen und der herbeigeströmten Armenier und Juden verschwindend klein.

Ende des 14. Jahrhunderts wächst das Bürgertum zu grosser Macht und Ansehen empor und es ersteht in ihm ein bedeutender kultureller Faktor.

Lemberg wird zum Hauptstapelplatz des polnischen Reiches, zu einem der wichtigsten Handelsemporien,

zu einem Zentralpunkt für den Handel mit dem Osten und zu einer bedeutenden Zwischenstation des orientalischen Verkehrs mit dem Westen.

Weitgehende Handelsprivilegien ermöglichen den angebahnten Aufschwung der Stadt, fördern die Entwicklung des Handels und den Reichtum der Bürger und Kaufleute.

Aus aller Herren Ländern strömen Handelsleute zusammen. Griechen, Bulgaren, Mohammedaner, Juden und Schotten begegnen sich hier mit Polen, Deutschen, Ruthenen und Italienern.

Morgenländische Handelsartikel werden eingeführt und Erzeugnisse des Okzidents ausgeführt. Bis nach Moskau und Konstantinopel dringen die Lemberger Kaufleute vor, und bis nach London führen sie ihre Beziehungen und festigen ihren Ruhm.

So wächst die „Civitas finitima Regni", die vorgeschobenste polnische Feste gegen die drohende Gefahr der östlichen Nachbarn, als bedeutendes Handelszentrum empor, übernimmt die Rolle des Vermittlers abendländischer Kultur an den fernen Osten und wird, immer neue, innige Handelsbeziehungen anknüpfend und von den polnischen Königen mit besonderer Gunst überschüttet, zu einem wichtigen kulturellen Mittelpunkt.

Da bricht im Jahre 1527 eine Feuersbrunst aus, die die ganze Stadt einäschert.

Das gotische, meist von deutsch-schlesischen Baumeistern mit verschiedenen Bauten ausgestattete und geschmückte Lemberg verschwindet, und an seiner Stelle ersteht unter dem Einfluss der italienischen Kunst, die damals auf Polen bahnbrechend gewirkt hat, unter der Leitung und aus der Hand der damals zahlreich hier angesiedelten italienischen Baumeister und

Architekten das neue Lemberg der Renaissance und des Barocks.

Am Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts rafft sich die Stadt jedoch zu neuer Blüte auf und erringt sich wiederum die ihr zustehende kulturelle Bedeutung. Die Kraft ihres Einflusses nach aussen macht sich auch im internen Leben bemerkbar. Ohne jeden äusseren Zwang polonisiert sich die Bürgerschaft, die Deutschen, Ruthenen und Armenier, und trägt die polnische Kultur und die polnische Sprache weit über die östlichen Grenzen des Landes hinaus.

Von dem mittelalterlichen Lemberg ist leider nichts mehr vorhanden. Auch ist von jenem gotischen Zeitalter Lembergs nichts übriggeblieben.

Erhalten sind nur einige Renaissancedenkmäler und Barockbauten.

Hier und da kauert, an eine enge Gasse geschmiegt, eine Kirche mit breiter Barockkuppel, lehnt ein Renaissanceportal an einem einsamen Haus, dort sieht man noch reiche Ornamente, hier prangen noch stattliche Renaissancemauern, dort schüchtern und wie verirrt eine Rokokoattika.

Das heutige Lemberg ist mit seinen breiten Strassen und geräumigen Plätzen eine moderne, rasch emporstrebende Grossstadt.

Der fremde Besucher glaubt, einen originellen, orientalischen Einschlag zu bemerken. Und tatsächlich liegt ein unvermittelter, überraschender Reiz über der Stadt.

In einem Kesseltal gelegen und von Anhöhen umgeben, prangt die Stadt in dem Grün der sie umringenden und durchkreuzenden Gärten und Anlagen. Die Vorstädte ziehen sich bis auf die Abhänge hinauf.

An der einen Seite, die Stadt beherrschend, erhebt sich der schattige Schlossberg (Franz Josefsberg); in einem Kranz sie umwindend und durchquerend, breiten sich Promenaden und Parkanlagen aus. Das Wulkawäldchen, die Zofiowka, die Pohulanka, der Stryjerpark, Kilinskipark, usw.

Einst konzentrierte sich das Leben Lembergs auf dem Ringplatz. Hier stehen denn noch heute einige interessante Patrizierhäuser, die durch ihren stattlichen, edlen Bau und durch reiche Ornamentik von der Wohlhabenheit der früheren Besitzer Zeugnis ablegen.

An der Ostseite des Ringplatzes das Sobieskische oder königliche Haus, ein Renaissancepalais mit figurenreicher Attika und schönem Portal, 1580 von Pietro Barbone für den reichen Lemberger Kaufmann Korniak erbaut. Später ging es in den Besitz der Familie Sobieski über.

Nicht weit davon die schöne Front des Anczewskischen Hauses, der früheren Wohnung des Leibarztes König Sobieskis. Weiter die alte Residenz des Erzbischofs, das mit Skulpturen reich verzierte Bandinellihaus aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Sitz des ersten Lemberger Postmeisters, dann das sogenannte venezianische Haus aus facettiertem Bosswerk und mit dem Skt. Markuslöwen über dem Eingang, der Sitz des Konsuls der Republik Venedig, Giovanni Massari; endlich das mit vielen humanistischen Sprüchen verzierte Eckhaus, einst Besitz der Lemberger Familie Szolc Wolfowicz (Schulz-Wolf), u. a. m.

Hier und da schöne Türstürze, Wahrzeichen, Wappen, Plafonds, Arkadenhöfe, Ueberreste aus dem 16. und 17. Jahrhundert von origineller Charakteristik. Die verschiedensten Stile und Motive begegnen sich hier. Spätgotische Figuren, reiche Renaissanceornamente,

üppige orientalische Motive und armenische verschlungene Linien und Schnörkel.

Die Hauptbevölkerung der polyglotten und internationalen, von den Völkern des Ostens und des Westens durchschwärmten Stadt bildeten wie gesagt Polen, Deutsche, Ruthenen, Armenier und Juden. Nach der freiwilligen Polonisierung wurde Polnisch zur Umgangssprache, und die Stadtbürger wurden allmählich zu Polen und Katholiken. In jener Zeit zählte Lemberg zu den reichsten Städten des polnischen Reiches.

Die lokalen Chronisten verliehen ihm den Namen der „Leopolis triplex", nach den drei vorherrschenden Bekenntnissen, dem römisch-katholischen, dem griechisch-unierten und dem armenischen.

Dieser konfessionelle Charakter ist bis auf den heutigen Tag erhalten und findet seinen Ausdruck in den altertümlichen kirchlichen Monumentalbauten der drei Gemeinschaften. Noch heute ist Lemberg der Sitz dreier Erzbischöfe, dem lateinisch-katholischen Erzbischof und Metropoliten, dem griechisch-katholischen und dem armenisch-katholischen Erzbischof und Metropoliten.

Die älteste der Kirchen ist die lateinische Kathedrale, zu der Kasimir der Grosse den Grundstein gelegt haben soll. Der gotische Bau aus dem 14. Jahrhundert ist ein Denkmal deutscher Kunst. Spätere Anbauten, Verzierungen und Restaurierungen haben aber die Stileinheit der gotischen Struktur vernichtet und nur die Apsis hat den ursprünglichen Charakter bewahrt. Das Presbyterium des dreischiffigen Hallenbaues ist durch einen Triumphbogen mit dem Vorderschiff verbunden.

Schöne, erhabene achteckige Pfeiler ziehen sich in zwei Reihen dahin.

Eine Zierde der Stadt und einzig in ihrer Art ist die neben dem Dom stehende Oelbergkapelle, von einem reichen Lemberger Patrizier, Georg Boim, 1609 gestiftet, ein spätes Werk der Renaissance. Ein quadratischer Bau mit einer Kreiskuppel. Die Frontfassade ist mit reichen, prunkhaften Renaissanceskulpturen und Ornamenten völlig bedeckt und zeigt interessante Abwechslung in den Motiven. Das Innere schmücken polychrome Bildhauerarbeiten in Stein und Alabaster.

Zu den architektonisch schönsten Kirchen Lembergs gehört die Bernhardiner- oder Skt. Andreaskirche. Ihr Erbauer war der in Lemberg ansässige Italiener Paolo Romano. Ein herrlicher Fassadenbau, mit schönen Skulpturen vornehm verziert und im Geiste der Hochrenaissance durchgeführt; die Giebelwand weist den Einfluss deutscher Renaissance auf. Ein äusserst interessantes Denkmal vom Ausgang des 16. Jahrhunderts.

Aus den grünen Teppichen der Anlagen und den uralten schattigen Bäumen wächst auf einer Anhöhe, von Tannen umkränzt, die griechische Kathedrale zum Heiligen Georg (Heiliger Jur) empor. Ein prunkvoller Rokokobau. Eine hohe Kuppel krönt die trotz ihrer reichen Attiken, Obelisken, verschnörkelten Laternen, Spitzen und eigener Säulenstellung doch harmonisch und in ihren schwungvollen Dimensionen imposant wirkende Kirche.

Auch den Innenraum beherrscht das Rokoko. Die reiche Ausstattung wirkt etwas theatralisch, doch trotz der verblüffenden Effekte stört die Ausschmückung nicht, da sie stilvoll durchgeführt ist.

Das richtige Wahrzeichen ruthenischer Geschichte

und ruthenischen Geistes aber ist die griechisch-katholische Stadtpfarrkirche, die sogenannte „wallachische" Kirche. Wallachische Hospodare haben freigebig zu ihrer Errichtung beigesteuert. Sie stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, und ihre Erbauer sind der schon erwähnte Paolo Romano, sein Verwandter Kapinos und der Italiener Ambrosi. Ein origineller Renaissancebau aus Quadern, kraftvoll durch dorische Pilaster gegliedert, mit byzantinischer Ornamentik und einem breiten, dorischen Fries, mit drei Kuppelaufbauten und einem schönen, kampanileartigen abgesonderten Turme, der mächtig und stolz hoch emporragt. In dem einschiffigen Innenraum erhebt sich das Kuppelgewölbe über Spitzbögen, was stillos anmutet. Trotzdem wirkt das durch dorische Säulen geteilte Innere malerisch. Mit der Kirche ist eine Kapelle verbunden und Galerien im Hofe der Stauropigia, eines früher sehr einflussreichen religiös-nationalen Instituts. Die Kapelle ist reich mit Skulpturen und Ornamenten bedeckt. Der Hof gehört zu den stimmungsvollsten Plätzen des alten Lembergs. Dumpfe Schwermut und bedrückende Trauer liegen über dem malerischen Winkel.

Zu den ältesten Kirchenbauten Lembergs gehört die armenische Kirche, deren Gründung auch auf Kasimir den Grossen zurückgeführt wird. Mitten in dem interessanten alten armenischen Viertel, im polnischen Orient, steht klein und anspruchslos, wie in tiefe Gedanken an entschwundene Zeiten versunken und fernen Sagen lauschend, die Kathedrale der Armenier. Die kleinen Höfe sind mit steinernen Grabplatten ausgelegt, mit armenischen Inschriften, Familienwappen und orientalischen Zeichen bedeckt. Eine andere, exotisch-orientalische Welt. Leider verschwindet sie schon und wird wohl bald der Legende angehören.

Sonderbare Zeichen, mit Skulpturen geschmückte Portale, orientalische Ornamente verleihen der armenischen Gasse und dem ganzen Viertel einen eigenen, fast sagenhaften Charakter.

Was den Reichtum an Kunstwerken, was den historischen Wert und das kunstgeschichtliche Interesse anlangt, stehen die Kirchen Lembergs natürlich denen Krakaus bei weitem nach. Dagegen besitzt die Stadt auch einige private und öffentliche Sammlungen, die viele kostbare und seltene Stücke beherbergen.

So vor allem das vom Grafen Ossolinski begründete und 1817 vom Kaiser bestätigte, am Fusse des Wronowskihügels gelegene Ossolineum, welches die Ossolinskische Bibliothek und das Lubomirskische Museum umfasst und eine eigene lithographische Anstalt, eigene Druckerei und Buchbinderei besitzt.

Dem Gemeinsinn und der Hochherzigkeit des Grafen Ossolinski, der seine reichen Sammlungen von seltenen, wertvollen Büchern, Manuskripten, Urkunden, Stichen, Bildern, Münzen und Medaillen der Oeffentlichkeit überliess, schloss sich alsbald ein zweiter freigebiger Stifter an, Fürst Henryk Lubomirski. Auch er widmete seine kostbaren Kollektionen der Oeffentlichkeit, brachte sie als Lubomirski-Museum im Ossolineum unter und übernahm nach dem Tode Ossolinskis das Kuratorium der Institution. Das baufällige und vielfach heimgesuchte Klostergebäude, in dem anfangs die Bibliothek und das Museum Unterkunft gefunden, wurde von Grund auf umgebaut und erweitert, die Klosterkirche zur Bücherei umgewandelt.

Nach verschiedenen Geschicken, welche das Ossolineum im Laufe der Zeit über sich ergehen lassen

musste und in der es oft die Kuratoren gewechselt hat, steht es jetzt unter der Leitung des Fürsten Andreas Lubomirski aus Przeworsk. Durch Spenden und Stiftungen erfährt es eine ständige Bereicherung, was nicht zuletzt den eifrigen, unermüdlichen Bestrebungen der um Galizien so wohlverdienten Familie der Fürsten Lubomirski und des gegenwärtigen Kurators, des Fürsten Andreas, zu verdanken ist.

Neben einer stattlichen Reihe von seltenen Drucken — oft Unikaten — und Handschriften, besitzt die Bibliothek unschätzbare Seltenheiten an Psalmenbüchern, Missalien, Herbarien, Bibelausgaben, Statuten, Chroniken, Gesetzessammlungen, unter anderen die Werke des Chronisten Miechowita aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die Weltchronik Bielskis, u. a. m.

Das Museum birgt kostbare historische Sammlungen und zahlreiche Werke der polnischen Kunst: die bekannte Przeworsker Rüstkammer, graphische Kollektionen, Skulpturen, Gemäldegalerien, darunter eine interessante historische Porträtsammlung, archäologische Sammlungen, ein Münzkabinett, Medaillen, usw. Weiterhin Gemälde der italienischen und holländischen Schule und zahlreiche Werke moderner polnischer Malerei und Plastik.

Die kulturhistorische Bedeutung des Ossolineums und der Einfluss dieser Institution an der Ostgrenze des Landes können nicht hoch genug gewertet werden.

Neben diesem Nationalinstitut sind noch die Kollektionen des Ritters von Lozinski, in der Ossolinskigasse, und die des Grafen Leo Pininski, in dessen Palais in der Matejkogasse, hervorzuheben.

Die Sammlungen Lozinskis umfassen Gemälde ausländischer Meister und polnischer Künstler: Veronese,

Andrea del Sarto, Rondinelli, Van Dyck, Laraisse, Perne, Lely, Boucher, Matejko, Grottger, Kossak, Falat, u. a. Weiterhin Skulpturen, Möbel, kostbare Waffen, Bronzen, Silbergegenstände, Porzellan und Miniaturen. Unter den Bronzen und Plaketten sind Werke von Cellini, Donatello, Briosco, Aluri, Roselli, Clodion, Couston, Houdon, Moderno. Unter den Miniaturkünstlern sind vertreten: Isaby, Vinet, Goudière, Guerin, Plémer, Füger, Cosway, Augustin, Burmann, Vincent, Grassi, Lampi, Hoyer, Bechon, Lesseur, Marszalkiewicz, Kossinski, Sonntag.

In den Räumen des Pininski-Palais befinden sich neben interessanten keramischen und textilen Erzeugnissen wertvolle Gemäldesammlungen und plastische Werke. Unter anderen der berühmte „Gekreuzigte Heiland" von Pietro Venucci (Perugino).

Erwähnenswert sind noch die naturhistorischen Sammlungen und die reiche Bibliothek der Universität, die Mitte des 17. Jahrhunderts in voller Würdigung und Erkenntnis der zivilisatorischen Aufgaben Lembergs, der Stätte polnischen Wissens und polnischen Geistes an den Grenzen des Reichs, gegründet wurde.

An der geschichtlichen und kulturellen Mission Polens nahm also Lemberg, das „ornamentum Regni", in guten und bösen Tagen lebhaften Anteil. Als Hauptschanze der Grenzmarken, als zäher, fester Schutzwall gegen die zahlreichen Feinde der polnischen Republik, stellte es stets kühn und mutig seinen Mann und gab den anstürmenden Heeren blutigen Empfang.

Die kulturelle Aufgabe, die ihm infolge seiner Lage zugefallen war, bestand in der Vermittlung aller hohen

Güter der Bildung und Gesittung und des Geistes christlicher Tugenden an die östlichen Nachbarn.

Die Erhebung des Lemberger Jesuitenkollegiums durch König Johann Kasimir zur Akademie (1661) und die Verleihung des Titels und sämtlicher Rechte einer Universität durch ein besonderes Privileg besiegelte auch nach aussen sichtbar die hohe Bedeutung der Stadt, die ihr nunmehr von König und Volk beigemessen wurde. Zur selben Zeit wurden die Lemberger Bürger vom König in den Adelstand erhoben. So hoch wurden die Verdienste dieser treuen Söhne des Vaterlandes gewertet.

Die schweren, grausamen Schicksalsschläge, die die Stadt immer wieder trafen, die jahrhundertelangen Mühen und Qualen, die sie zu erdulden hatte, schienen ihre Lebensnerven zu zermartern und zu zermalmen. Aus Trümmern und Ruinen erstand sie aber immer wieder, ungeschwächt an Kraft und Energie.

Endlich wandte sich die rauhe Faust der Geschichte von der vielgeprüften Leopolis. Die Stadt wuchs, blühte zusehends auf und entwickelte sich eilig und selbstbewusst zu einer europäischen Grossstadt.

Den Bürgern blieben nur Erinnerungen an die Todesverachtung und die Vaterlandsliebe ihrer Ahnen in grauen Vorzeiten.

Doch plötzlich begannen die Echos der Vergangenheit zu erwachen, und bald wurden die Erinnerungen zu grauenvoller Wirklichkeit.

Ernste, schlimme Zeiten brachen im jetzigen Weltkrieg auch über Lemberg herein. Es hiess dem Geschick mutig die Stirn bieten, die zuversichtliche Stimmung nicht sinken lassen, kaltes Blut und vor allem Würde bewahren, die geschichtliche Tradition in Ehren halten.

Die Stadt bestand die schwere Prüfung zum Ruhme ihrer Bürger und zur Bewunderung der ganzen Mitwelt. Selbst die russische Okkupationsregierung musste die würdevolle, ruhige Haltung der Behörden und der gesamten Bürgerschaft anerkennen.

Jene Tage der Okkupation werden Lemberg und seinem Präsidenten Rutowski geschichtliche Unsterblichkeit verleihen.

Die Hauptstadt Galiziens hat sich in jeder Beziehung bewährt. Sie hat die furchtbare Zeit der Okkupation so getragen, die politische Idee so hoch gehalten und ist so fest zu ihren Grundsätzen gestanden, dass sie mit vollem Recht den Dank und die Achtung der ganzen Monarchie beanspruchen kann. Die polnische Nation kann stolz sein auf die einstige Schanze der polnischen Grenzmarken.

Die Massen der russischen Heere überrannten Lemberg und überschwemmten das Land.

In Krakau vernahm man das Rollen des Kanonendonners, dröhnend hallte es von den Mauern der vieltürmigen Königsstadt wider.

Dichte, finstere Schleier legten sich über die Zukunft Galiziens. Das Herz Polens schauerte in banger Furcht.

Mit Gram und tiefer Sorge musste das Land zuschauen, wie das, was Jahrhunderte geschaffen, in Trümmer fiel.

Doch endlich lüfteten sich die Grauen und Schrecken verkündenden Nebel.

Wohl fiel Galizien in Schutt und Asche. Wohl wur-

den Dörfer und Städte geplündert und in Brand geschossen und blühende Fluren verwüstet. Wohl wurden unersetzbare Werte vernichtet. Aber die Kriegsfackel wurde von Krakau verdrängt und zurückgeworfen, weit hinter Przemysl und hinter Lemberg.

Die siegreichen österreichisch-ungarischen und deutschen Heere zogen in Lemberg ein, mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüsst.

Und wenn auch die Welt noch unter Anspannung der physischen und geistigen Kräfte von Millionen auf den Schlachtfeldern blutig um die Entscheidung ringt, darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, dass Galizien nach den Stürmen, die es heimgesucht, nach dem Unglück und dem Elend, das jäh über das Land hereingebrochen, einer besseren Zukunft entgegengeht, dass es ihm vergönnt sein wird, sich wieder aus den Trümmern zu heben, dass diese Walstatt der furchtbarsten Kämpfe wieder aufblühen wird zu neuem Leben.

Die schöpferischen Kräfte der Nation und die wohlverdiente Unterstützung der Monarchie dürfen nicht erlahmen bei dem Werk des Wiederaufbaus, bei der Schaffung der Zukunft.

München, im Frühjahr 1916.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

